



Inhalt:

Editorial	4
32. Int. Filmwochenende - Filme für junge Leute jeden Alters	5
32. Int. Filmwochenende - Frisch von der Rolle	7
Schale Kost - Deko-Literatur im WürzBuch	9
In Prison - Die Malerei der Steffi Mayer	12
Totes Holz, zum Leben erweckt - Kilian Emmerling	16
Gestern 20, morgen 50 - Bad Alchemy	18
Vom Stolpern und Straucheln ...	22
So klingt die Experimentelle Musik 2005	26
Nachruf auf Herbert Janouschkowetz	28
Short Cuts & Kulturnotizen	30
Impressum	34



Die Kneipe ist eine Gaststätte, die primär dem Verzehr von alkoholischen Getränken dient.

Die Bezeichnung "Kneipe" wurde dabei um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Studenten- sprache in die allgemeine deutsche Umgangssprache übernommen.

Kluge Köpfe im Keller

Als Vorlesung bezeichnet man eine Unterrichtsstunde an einer Hochschule. Sie wird meistens von einem Professor oder Dozenten gehalten. Der Begriff Vorlesung stammt aus der Zeit, in der Bücher für die meisten Studenten zu teuer waren und die Vorlesung hauptsächlich darin bestand, dass der Dozent ein Buch vorlas.

3. Würzburger Kneipenvorlesung im Weinkeller des Hofkellers am Sonntag, 22.01.06

Prof. Franz-Ludwig Knemeyer
**"Das vergessene Zechrecht oder der
 Deutschen Nationalneigung zum Trunke"**
 (mit praktischen Übungen)
 Treffpunkt: 10.30 Uhr am Frankoniabrunnen

Info unter: 0931 30509-31

Staatlicher Hofkeller Würzburg

Residenzplatz 3, 97070 Würzburg

Utopian Art Prize 2005/2006

Internationaler Kunstpreis für Partnerstädte

Caen vom 2.2. bis 22.2.2006



Galerie ART 4
Galerie Plein Cadre
Galerie WAM

präsentieren Künstler aus Würzburg

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Kulturschaffende und -interessierte,

die Zeit des Schenkens ist vorüber, die guten Vorsätze fürs neue Jahr sind wahrscheinlich auch schon wieder zu Grabe getragen, der Alltag hat uns wieder. Sie haben die **nummer** vermisst? Hoffentlich! Doch nach einer schöpferischen Erholungspause für Geist und Seele stürzen wir uns wieder ganz auf das kulturelle Treiben in Würzburg, um Würzburg – und manchmal auch darüber hinaus.

Nach der vom weihnachtlichen Kaufrusch geprägten Zeit beginnt die Kulturmaschinerie langsam wieder auf Touren zu kommen – was für uns heißt, die Qual unter den vielen Terminen auszuwählen. Aber wir denken, wir haben mit der vorliegenden **nummer** wieder eine informative Mischung zwischen Deckblatt und Rückseite geklammert, die es zu lesen lohnt.

Die deutsche Wirtschaft scheint sich zu erholen, zumindest liest man dies allerorten (vielleicht hat auch nur das Jammern der Spitzenmanager mit Spitzengehältern in den – weltweit so erfolgreich wie nie zuvor agierenden – Spitzenfirmen die Tonlage gewechselt ...); hoffen wir, daß dies auch auf die (lokale) Kultur zutrifft und sich für die Kulturschaffenden die Bedingungen endlich wieder bessern.

Die kompetente Besetzung der gerade ausgeschriebenen Stelle des Kulturreferenten könnte entscheidende Weichenstellungen dahin liefern, Bewerbungen können noch bis Ende Januar bei der Stadt Würzburg eingereicht werden.

Würzburg ist eine Kulturstadt, trotz aller – glücklicherweise oft vergeblichen – Bemühungen, den gegenteiligen Eindruck zu erwecken: Mit diesen Pfunden gilt es in Zukunft verstärkt zu wuchern. Dafür muß man aber das Pflänzchen Lokalkultur endlich wieder kräftiger düngen – hoffen wir auf Einsicht und Tatkraft.

Die Redaktion

Foto: Jim Avignon



Filme für junge Leute jeden Alters

Eine Vorschau auf das 32. Internationale Filmwochenende Würzburg

von Manfred Kunz

Vier Tage im Januar, vom 26. bis 29. 1. 2006, steht das kulturelle Leben in Würzburg wieder ganz im Zeichen der Filmkunst aus aller Welt. Mit grundsätzlich unverändertem Konzept, aber etlichen Neuerungen und Verbesserungen im Detail geht das Festival in diesem Jahr in seine 32. Auflage.

Am auffälligsten ist zunächst ein neuer Spielort: Die renommierte Kabarettbühne Bockshorn ist ab diesem Jahr als vollwertige Festivalspielstätte ins Programm einbezogen. Dabei ist die Kooperation mit den Bockshorn-Betreibern Mathias Repiscus und Monika Wagner-Repiscus mehr als der Ersatz für einen weggefallenen Saal im CinemaxX, bieten doch die großzügige Bühne und das geräumige Foyer den idealen Raum für neue Veranstaltungsformen (wie die »Interaktive Multimediashow« mit JIM AVIGNON oder das »Maus«-Special mit CHRISTOPH BIEMANN) einerseits und für eine konzentrierte Gesprächs-Atmosphäre andererseits. Auch als Ort für festliche Ereignisse hat sich der Theaterraum bestens bewährt, weshalb in diesem Jahr die Eröffnungsveranstaltung mit dem Auftaktfilm »Viva Cuba« und dem anwesenden Regisseur JUAN CARLOS CREMATA MALBERTI ebenfalls im Bockshorn stattfindet.

Um die Vernetzung zu verbessern und den Zuschauern den schnelleren Wechsel zwischen den Spielstätten zu ermöglichen wird in den Kernzeiten (Freitag, Samstag, 18 bis 21, Sonntag 17 bis 21 Uhr) erstmals ein für Festival-Besucher kostenloser Shuttle-Service zwischen Corso und CinemaxX bzw. Bockshorn eingerichtet. Zwangloser Treff und die Location für Gespräche zwischen Publikum und geladenen Gästen ist und bleibt die offizielle Festivalkneipe Standard, Oberthürstr. 11a mit ihren dem Festival angepassten Öffnungszeiten.

Ein weiterer neuer Spielort für zwei abendliche Sonderveranstaltungen ist das Jugendkulturhaus Cairo. Am Freitag schließt sich dort an das Film-Konzert »Sperrstunde« von THOMAS WOSCHITZ und der Gruppe NAKED LUNCH die zum festen Programmpunkt avancierte Filmparty mit Zündfunk- und den Resident-DJs des Tanzklub an. Binnen Jahresfrist zum Kult geworden ist die Trashfilm-Nacht; auch sie hat am Samstag mit dem Cairo einen größeren Spielort.





Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Damit unterstreicht die Filminitiative auch räumlich ihre Öffnung gegenüber einem jüngeren Publikum, ohne – und das sei hier ausdrücklich vermerkt – inhaltliche Zugeständnisse in Richtung Gefälligkeit zu machen. Filmisch zeigt sich das etwa an »Lost Children« [141, 351]* von OLIVER STOLZ und ALI SAMADI AHADI über das Schicksal von Kindersoldaten in Uganda, der Milieustudie »Italianetz« [144, 341] des russischen Regisseurs ANDREJ KRAVCHUK, der schwedischen Produktion »Babylonskujan« [225, 462] von DANIEL ESPINOSA, dem französischen Film »Douches froides« [163, 346] von ANTONY CORDIER, dem britischen »Love + Hate« [235, 344] von DOMINIC SAVAGE oder dem israelischen »T'zaad katan« [263, 423] von SHADAR SEGAL, die auch alle in den Wettbewerben um die verschiedenen Publikumspreise laufen.

An junge Filmfreunde wenden sich auch die gleichermaßen bewährten wie beliebten Programmpunkte »Die lange Nacht der Selbstgedrehten« [273] mit Arbeiten der Jungen Filmszene Unterfrankens und das »Kammerflimmern« [316] mit Erstlingsfilmen von Studenten der Würzburger Fachhochschule. Der obligatorische Block

mit Kinderfilmen wird in diesem Jahr ergänzt um einen »Tierfilmblock für Kinder« [312] und einen »Tierfilmblock für Erwachsene« [412].

Altersübergreifend ist die Fangemeinde der »Sendung mit der Maus«. In einem Special stellt CHRISTOPH BIEMANN auf der Bockshorn-Bühne live eine Auswahl seiner besten »Lach- und Sachgeschichten« [411, 413] vor. Auch bei den Nachtschwärmern sind alle Grenzen zwischen den Generationen längst obsolet: so wird das Genre der im letzten Jahr höchst erfolgreich wiederbelebten Nacht-Schiene mit einschlägigen asiatischen Produktionen aus Japan (»A Snake of June« [265, 357]; »Tokyo Drifter« [266, 327]) und Thailand (»Tears of the Black Tiger« [134, 226]) sowie aus Großbritannien (»Freeze Frame« [154, 347]) erneut ein zahlreiches Publikum erwarten.

Den Fokus auf hierzulande nahezu unbekanntes Cinematographien richten je drei Produktionen aus Bulgarien und Georgien, die jeweils von eingeladenen Gästen vorgestellt werden. So stellen der bulgarischen Regisseure ANDREY PAOUNOV und RADOSLAV SPASSOV ihre Filme »Georgi and his butterfly« [222, 334] und

»Stolen Eyes« [214, 336] vor, dazu kommt »Mila vom Mars« [331, 456] von ZORNITSA SOPHIA; das kreative Filmschaffen der Kaukasusrepublik Georgien vertreten LEVAN ZAKAREISHVILI mit »Tbilisi-Tblisi« [164, 424] und ein Block mit verschiedenen Kurzfilmen [231, 311].

Außergewöhnliche Entdeckungen zu machen sind auch bei Filmen aus Sri Lanka (»Butterfly Wings« [254, 342] und »Fire Fighters« [121, 455] von SOMARATNE DISSANANAYAKE), aus Indien (»Amu« von SHANULI BOSE [161, 242] und dem afrikanischen Kontinent, etwa beim aktuellen Film »Moolade« [363, 446] des Senegalesen SEMBENE OUSMANE oder dem Klassiker »Buud Yam« [153, 443] von GASTON J.M. KABORÉ aus Burkina Faso.

Während die iberische Halbinsel und Südamerika in diesem Jahr gar nicht vertreten sind, ragen aus dem einmal mehr breit gefächerten Angebot aus den europäischen Nachbar-Ländern Frankreich, Italien und Großbritannien sowie Skandinavien vor allem Produktionen aus der benachbarten Alpenrepublik Österreich heraus: so ist JESSICA HAUSNER mit ihrem letzten Film »Hotel« [123, 461] vertreten, JÖRG KALT ist mit seinen »Crash Test Dummies« [264, 343] zu Gast, von MICHAEL GLAWOGGER läuft der Dokumentarfilm »Workingman's Death« [162, 262] und von THOMAS WOSCHITZ die »Josef-Trilogie« [352, 451] und das Kurzfilm-Programm »Sperrstunde« zum Live-Konzert von NAKED LUNCH.

Last but not least: Die vom Publikum immer neugierig verfolgte inländische Produktion ist u. a. mit den mehrfach ausgezeichneten und ob ihrer eigenwilligen Ästhetik viel diskutierten Filme von CHRISTOPH HOCHHÄUSLER (»Falscher Bekenner« [356, 441]) und des in Würzburg geborenen BENJAMIN HEISENBERG (»Schläfer« [345, 431]) vertreten, der im übrigen in einem weiteren Block seine gesamte bisherige Produktion an Kurzfilmen vorstellt [322, 435].

Die umfangreichen filmhistorischen Retrospektiven widmen sich in diesem Jahr der Andrej-Wajda-Schülerin AGNIESKA HOLLAND, u. a. mit »Das dritte Wunder« und »Hitlerjunge Salomon« und dem rumänischen Regisseur RADU GABREA (»Goldfadens Vermächtnis«, »Ein Mann wie Eva«).

Aus dem Dokumentarfilm-Programm herauszuheben sind, neben dem Würzburger NIELS BOLBRINKER und seinem autobiographisch inspirierten »Fluten« [133, 226], »Leben außer Kontrolle« [313, 432] von BERTRAM

VERHAAG und GABRIELE KRÖBER über die Folgen gentechnologischer Versuche und »Welcome to the Real World« [221, 433] des Engländers BARNEY BROOMFIELD.

Einschlägig und aus dem Festival einfach nicht wegzudenken sind die Kurzfilmblöcke I + II, sowie der Kurzfilmblock unseres polnischen Partnerfestivals KANN. ¶

* Die Zahlen in eckigen Klammern hinter den Filmen beziehen sich auf die jeweilige Nummer im Programmspiegel des Filmwochenendes.

Festival-Kinos sind neben dem Bockshorn im Kulturspeicher, Veitshöchheimerstr. 5 wie bisher das Corso, Kaiserstr. 28 (mit drei Sälen) und das CinemaxX, Veitshöchheimerstr. 5 a (mit zwei Sälen).

Der **Vorverkauf für die Mehrfachkarten** (5er für 20,- Euro und 10er für 35,- Euro) hat begonnen bei:

Buchladen Neuer Weg, Sanderstr. 23-25

Akademische Buchhandlung Knodt, Textorstr. 4

Buchhandlung Schöningh, Mensagebäude Am Hubland

Dort sind auch das ausführlich Programmheft (4,- Euro) und der Programmspiegel (kostenlos) erhältlich.

Einzelkarten (zu 5,- Euro) gibt es nur an den jeweiligen Kinokassen und nur für den jeweils aktuellen und den folgenden Tag. Dafür sind **telefonische Reservierungen** (Vorwahl 0931) möglich: Corso (-51616), CinemaxX (-4521280) und Bockshorn (-4606066).

Weitere Informationen und Mehrfachkarten für auswärtige Besucher:

Festivalbüro der Filminitiative Würzburg

Mittlerer Nebergweg 10, 97074 Würzburg

Tel. 0931-15077, Fax 0931-15078

www.filmwochenende-wuerzburg.de

Frisch von der Rolle

Appetizer zum 32. Internationalen Filmwochenende

probiert von Achim Schollenberger

In der Kürze liegt bekanntlich die Würze, was heißen kann, daß die Kost äußerst inhaltsreich ist. Nicht so sehr in der optischen Umsetzung liegen die Stärken der drei »Dokumentarkurzfilme aus Irland und Polen«, sondern in den Geschichten, die sie erzählen. Es sind menschliche, welche auch in den Gesichtern der Protagonisten ihre Lebenslinien hinterlassen haben.

Die Geschichte von Willie Walsh, »Jdir dhà Shaok« könnte die vieler anderen sein – wahrscheinlich ist sie es –, denn heute ist einer von zehn Obdachlosen in England ein Ire. Auch Willie verlässt seine Heimat und

macht sich auf den Weg. Auf der großen Nachbarinsel warten Arbeit und das private Glück, eine Familie wird gegründet. Alles läuft prima und könnte auch so weitergehen, wäre da nicht der Alkohol. Willies Absturz beginnt. Wieder runter von der Droge führt Willie die Zuschauer zu den Orten und Stationen seines Lebens.

Der wohl als Fernsehbeitrag konzipierte Film »For a Miracle« nimmt den Betrachter mit auf die Reise vom polnischen Kattowitz ins französische Lourdes. Anrührend, aber nie pathetisch dokumentiert der Film auch die kleinen Erwartungen der Mitfahrenden des nationalen polnischen Pilgerzuges für Behinderte auf dem Weg dorthin, ihre Suche nach etwas Hoffnung, Stärke und Durchhaltevermögen.

Die Tage von Hipolit Sikorski in »Philosophy of one man« neigen sich dem Ende zu, dennoch trifft der alte Mann in Polen eine mutige Entscheidung. Er will, gegen den Rat seiner Verwandten, eine Familie polnischer Heimatvertriebener aus der Ukraine einladen. Seine Beweggründe erzählt der belesene, in ärmlichen Verhältnissen lebende Mann selbst, die Kamera begleitet ihn durch seine Umgebung und zeichnet dabei neben dem Portrait einer faszinierenden Persönlichkeit ein Bild in sich ruhender Menschlichkeit.

Und weil es so schön passt, ein abendfüllender Beitrag zum Thema polnisch-irische Beziehungen: »Molly's Way« führt von Newry in eine polnische Kleinstadt. Dort, inmitten der Tristesse stillgelegter Kohleminen, findet sie Unterkunft in einem Hotel, das sich allerdings als Bordell entpuppt, geführt von der

verbitterten Britta. Molly ist auf der Suche nach Marcin, mit dem sie eine Nacht und einen Tag in Irland verbracht hatte. Akribisch beginnt sie ihre Suche. Sie verdingt sich als Putzfrau im Hotel. Man kommt sich näher unter den Frauen, kleine Freundschaften beginnen. Einfühlsam und mit einer sensiblen Mared Mckinley in der Titelrolle entwickelt sich die Suche. Wird Molly Marcin finden? Und was wird passieren, sollte sie ihn finden?

Weit weg von Polen spielt der Film »Monstertorsdag«. Wer denkt, Profisurfen sei eine rein Hawaii-anische Angelegenheit, irrt: Auch im hohen Skandinavien, bei saumäßigem Wetter und miesen Temperaturen, gibt es Sportverrückte. Trotzdem geht es auch hier, neben dem Wassersport, um die Konstellation Mann und Frau, genauer gesagt: zwei Männer, Even und Thord, und eine Frau, Karen. Die war zuerst mit Even verheiratet, ist es aber nun mit Surfer Thord und von diesem auch schwanger. Even will sie aber irgendwie zurückgewinnen und beginnt, um sie zu beeindrucken, mit dem Surfen. Das scheint zwar weltfremd, so will es aber nun mal der Regisseur. Insgesamt gesehen hat der Film aber einen ganz guten, konsequenten Handlungsfaden und seine Qualitäten. Noch dazu ist ja *Monstertorsdag*, der Tag, an dem die Monsterwelle kommt ...

»Love + Hate« von Dominic Savage ist ein sehenswertes Drama über den Umgang miteinander: Die 17jährige Nesima lebt mit ihrer aus Pakistan stammenden Familie in London. An ihrem neuen Arbeitsplatz lernt sie Adam kennen. Dieser, durch die eigene Familie eher fremdenfeindlich geprägt, weigert sich zunächst, auch nur ein Wort mit ihr zu reden. Nach und nach erwachen in ihm jedoch Interesse und eine Zuneigung, die auch erwidert wird. Doch es bleibt kaum Raum für Zärtlichkeiten zwischen den unterschiedlichen Kulturkreisen: Adams Bruder ist ein brutaler Schläger voller Haß auf die Einwanderer, Nesimas Bruder trifft sich zwar mit deren junger Arbeitskollegin, einer richtigen englischen Baby Doll, für die Frauen der eigenen Familie gelten jedoch nach wie vor die traditionellen »Männergesetze«. Die verfängliche Situation eskaliert. Der packende Film wird zur bedrückenden Studie über Ignoranz, Dummheit und zerstörerische Tradition, die nur in der Flucht Annäherung zuläßt.

Die Originalfassung bietet reichlich Dialekt, so sind die sprachlichen Feinheiten für Ungeübte zeitweise nur schwer bis gar nicht verständlich. ¶

»Dokumentarkurzfilme aus Irland und Polen«

Freitag, 27. 1., 22.15 Uhr – Bockshorn

Sonntag, 29. 1., 16.30 Uhr – CinemaxX

»Molly's Way«

Freitag, 27. 1., 20 Uhr – Corso

Sonntag, 29. 1., 11 Uhr – CinemaxX

»Monstertorsdag«

Donnerstag, 26. 1., 20.25 Uhr – Corso

Freitag, 27. 1., 13.45 Uhr – Corso

»Love + Hate«

Freitag, 27. 1., 22.15 Uhr – CinemaxX

Samstag, 28. 1., 17.45 Uhr – Corso



Schale Kost

WürzBucher Autoren präsentieren Deko-Literatur

von Wolf-Dietrich Weissbach

Was um Himmels willen ist ein WürzBuch?
Obwohl: Am besten, man fragt nicht. Unter den dreizehn
WürzBucher Autoren findet sich bestimmt einer, der
es haarklein ausdeutet, und aus humanitären Gründen
gilt es: abzunicken. Nehmen wir es einfach kulinarisch.
Überhaupt: Wortschöpfungen – im weitesten Sinne
– haben Konjunktur. Allenthalben verdanken sie sich
freilich einer anmaßenden Verkehrung von Ursache

und Wirkung: Man hat nichts zu sagen und hält dies für einen Mangel der Worte. Selbst dieser Befund böte zwar noch die Chance, zu verstummen. Einmal vertan jedoch bläht sich Geschwätzigkeit leicht zum gesellschaftlichen Auftrag. Auditiv ist das bisweilen nur lästig, aber gedruckt ...?

Gedruckt gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder nicht einmal ignorieren oder tierisch ernst nehmen – ohne Sympathiepunkte und Provinzbonus – und die Autoren an ihren eigenen Ansprüchen messen. So ist das WürzBuch eben ein Gemenge von Texten, Gedichten, Erzählungen, Romanausschnitten, lyrischer Prosa, Reiseberichten jener Autoren, die sich »zu einem gemeinsamen Forum (Würzburger Autorenkreis) zusammengefunden haben, das in Eigeninitiative die Kulturlandschaft der Region mit neuen Impulsen auffrischen möchte« (wie der Beizettel verrät) und die nach dem pfiffigen Konzept strenger Konzeptionslosigkeit aufgefädelt tatsächlich gemein haben (von zwei, drei Ausnahmen abgesehen), daß sie der Meinung anhängen, Inhalt oder Bedeutung ergäben sich schon aus der Form. Okaaay! Grundsätzlich soll diese Möglichkeit gar nicht völlig in Abrede gestellt werden (aller Manierismus hat Lesbares zu bieten), im WürzBuch aber ist es wohl nicht gelungen, hier ist Literatur allenfalls dekorativ.

Unterstellt: Anna Cron ist sich dieses Umstands leidlich bewußt. Entsprechend drehselt sie (z. B. in dem Text »Fano«) banales Geschehen (vermutlich einen Strandgang während eines Italienurlaubs) in aberwitzige, teils platte (»In blecherner Tarnung flog mancher tief; ...«), teils gänzlich leere (»Türkise Gefühle brachen ans Ufer. Bis auf den Grund bläute es bleiern.«), teils wohl bewußt in sich widersprüchliche oder gar fragwürdige (»wenig Gerümpel; nur zweibeiniges«) und bevorzugt einfach unverständliche Bilder (»Da stand er, im Kraftstrom ein Windei und stemmte sich eifrig dagegen.«); suggeriert eine Art »stream of consciousness«, was sie in weiteren Texten (z. B. »Weihnachten«) aber, wo sie vermeint, doch etwas zu sagen zu haben, selbst als wenig authentisch offenbart.

Die Tutorin in Roman Rauschs Literatenschmiede »storials« (Motto: »Das Leben ist voller Geschichten. Jeder von uns hat zumindest eine, die es zu erzählen gilt.« Roman Rausch) sollte wissen, daß die Sprache ihres Textes »Fano« nur halbwegs glaubhaft ist oder zumindest verblüfft, wenn die Autorin nicht anders

kann, nur diese Sprache zur Verfügung hat, so und nur so denkt und nicht nur bastelt, bis das Werk geheimnisvoll-wichtig klingt. Und so werden auch ihre Gedichte – mitunter lyrische Prosa genannt – manisch-depressiv, weil es die Dichterin vereinzelt blutrünstig gar mit dem Reality-TV aufnehmen will. Existenzielle Tiefe wie aus dem Psychiatrie-Lehrbuch, und sobald ein Gedanke nachvollziehbar ist, ist es eine Platitude.

In dieser Hinsicht stehen einige Mitwürzer aus dem Autorenkreis einer Anna Cron kaum nach – sie leiden dabei nur weniger. Einem geht stattdessen die Idee durch – sie war eines Tages in ihm erwacht, ist gewachsen und gediehen, bis es eine fixe war usw. –, seine mißratene Bergtour zum Sitz der Götter essayistisch zu veredeln, um vor dem Leser die wahrhaft grundlegende Frage auszubreiten, woher die alten Griechen wohl gewußt haben mögen, daß gerade der Berg Olympos »der höchste im ganzen Land ist«.

Gunther Schunk meint es sicher ernst, auch wenn er im Vorspann von einer »augenzwinkernden, genreübergreifenden Hommage an die Philosophie, Religion, Griechenlandbegeisterung und Reiseberichterstattung« spricht (die »Kammermusik« fehlt). Die Geschichte »Ein Fußmarsch zu den Göttern« ist dabei streckenweise nicht übel, nur macht der Schunk'sche Tiefgang (oder soll das die Ironie sein?) alles zunichte.

Noch dicker kommt es, wendet man sich dem Text des Fachjuristen Günther Huth zu, der als Krimiautor (Schoppenfetter) in Würzburg inzwischen einige Sympathie genießt. Er erklärt uns nun die Welt. In »Der Atem des Waldes« wird im Zeitraffer und extramundan ein Stück Grün beobachtet, ein Idyll, dessen Friede nur bisweilen von einem Habicht gestört wird, wenn dieser einen altersschwachen Waldhasen vor Siechtum und Wintertod bewahrt. Dann, unvermutet, kommt der Mensch. Ist laut, vertreibt die Tiere, betoniert und baut, kämpft mit dem Gras und zieht sich nach Jahren wider Erwarten zurück. Der Bau bricht zusammen. Die Wurzeln der großen, starken Eiche sprengen den Beton. Eine dünne Humusschicht breitet sich über die Brocken. Der Hirschwurz wächst. Insekten ..., Reptilien ..., Rehlein ..., – nur aus dem Habicht ist inzwischen ein Fuchs geworden. Dazu soll einem jetzt noch etwas einfallen ...

Braucht es aber nicht, man kann sich auch direkt mit Uwe Dolata befassen, besser noch mit einem Lehrbuch

zur Geschichte der Philosophie. Daraus wahllos einige Seiten angelesen, und man weiß zumindest, wie man sich mit Stil verirrt. Was den bundesweit beachteten Sachbuchautor Dolata umtreibt, sich als Dichter zu outen, kann nur ein Rätsel bleiben.

Hoffentlich kein Rausch-Zustand, der ist nämlich – nach eigenem Bekenntnis – »aus Verzweiflung« Autor geworden. Roman Rausch gereicht es jedoch zur Ehre, daß er selbst den Verlockungen seiner Schreibstube erliegt. Danach kann jeder schreiben, kann Buchautor werden – seit *Books on Demand* (BoD) allemal. Es bedarf nur der einfühlsamen Anleitung.

In der Tat kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, das WürzBuch verdankt sich zumindest in einigen Teilen der Rausch'schen Alphabetisierungskampagne. Bei Sandra Maus etwa (ich leiste Abbitte, sollte ich mich irren; wdw), die wie Schunk und Dolata streng auf eine wohlüberlegte Pointe hinarbeitet. Wobei ihre Erzählung »Der Zettel« immerhin als Drehbuchvorlage für eine Akte-X-Sequenz taugte und vor allem nicht auf irgendeine bahnbrechende Weisheit hinausläuft.

In dieser Hinsicht läßt sich Roman Rausch ohnehin nicht überbieten. »No surrender« betitelt, mixt er ein wahrlich schwer verdauliches Gebräu aus allen Klischees, derer er just habhaft wurde, und das in einer bemüht modernen, »wie-gesprochenen« Sprache: Ein Wortführer (Rob), dem seine Arbeitslosigkeit eine zarte Bekanntschaft zu einer arthritischen Schönheit verhunzt, die mindestens drei Stunden auf einer Parkbank im Regen auf ihn gewartet hat, ewig nett mit ihm plaudert, um dann wie geölt zum Bus zu enteilen. Den der einstige beste Freund meidet, obwohl man doch so viel Scheiße gemeinsam durchgestanden hat, in Frankreich über einen Acker der Autobahnpolizei entkam, in Belfast von britischen Soldaten beschossen wurde, und gar ganz in der Nähe ein deutsches Polizeiauto in einem Baggersee versenkt hatte. Selbst wenn all dies erlebt wäre, wäre es schlecht erfunden. Schließlich das Finale: »Ich weiß nicht. Ich hatte ne verdammt gute Zeit mit ihm. Egal, was passiert ist. No surrender.« Bei soviel Besinnlichkeit in Weltschmerz und sozialem Elend möchte man endgültig zum ernsthaften Trinker werden.

Danach entpuppen sich selbst die Reime von Cornelia Boese als Sternstunde der deutschen Dichtkunst – eine nette Strophe zu jedem Anlaß, wenn

das keine Marktlücke ist! Auf Ringelnetz oder Kurt Tucholsky sollte sie sich freilich nicht berufen. Dem Vernehmen nach tut sie das. Aber lassen wir es.

Akzeptabel ist in dem WürzBuch Barbara Wolf mit ihrer Weihnachtserinnerung aus der Kindheit. Das ist einfach nur ehrlich erzählt.

Auf die Beiträge von Christian Kelle (hatten wir schon) und Rainer Greubel (ein Reisebericht aus dem Jahre 1979) wird hier nicht eingegangen, insofern sie nach eigenen Worten keine hohen literarischen Ansprüche verfolgen. Raimund Chitwood bleibt unberücksichtigt, weil er – ebenfalls nach eigenen Angaben – nur aus therapeutischen Gründen schreibt. Allerdings könnte man fragen, warum er das dann veröffentlicht. Hans-Jürgen Beck und Klaus Fischer schließlich bleiben außen vor, weil ihre Beiträge Auszüge aus ehrgeizig angelegten Romanprojekten sein sollen, die noch in Arbeit sind. ¶

WürzBuch. Der Würzburger Autorenkreis stellt sich vor.

Herausgegeben von Uwe Dolata.

R. Mankau-Verlag, Murnau a. Staffelsee, 2005.

ISBN 3-938396-00-8, € 9,95.



In Prison

Die Malerei der Steffi Mayer

von Berthold Kremmler



Das Plakat, das die Malerin Steffi Mayer für ihre erste Einzelausstellung im Martin von Wagner-Museum angefertigt hat, erfüllt seinen Zweck: es ist plakativ in seiner Farbigkeit und seiner Bildgestaltung, verstörend durch die dargestellte Person und irritierend mit seinem anspielungsreichen Titel »Amerikanischer Traum«. Steffi Mayer malt figurativ, wie es dieses Haus zu bevorzugen und zu schätzen scheint. Man kann die Gegenstände und Personen auf den Bildern also erkennen und identifizieren. Und doch zeigt sich dieses Bild als rätselhaft, gerade im Verhältnis zu seinem Titel. Denn auf den ersten Blick hat es nichts von einer Traumdarstellung und auch nichts Amerikanisches an sich. Im Zentrum sitzt eine Person in blauem Anzug, es könnte blauer Zwilch sein, wie ihn früher die Soldaten der Nordstaatler an hatten, vor 150 Jahren, oder auch Arbeiter. Ein richtiger Stuhl ist nicht erkennbar, er ist reduziert auf ein einziges Bein. Irritierend freilich ist das Zentrum des Bildes, in dem ein nicht eindeutig ausgestalteter Kopf seine beunruhigende Wirkung tut. Ein Kopf, eher aber nur eine Andeutung davon, ein Schemen. Steffi Mayer meint, es sei wie ein locker gewirkter Sack darübergezogen wie die, in denen Gemüse abgepackt sei. Je mehr man dies Gesicht zu erforschen sucht, desto mehr treten melancholische Augen hervor. Die Schädeldecke ist eher ein braune strukturierte Fläche, die bei mehrmaligem Hinsehen wie ein gespaltenes Gehirn aussieht.

Aus der Traum? Was ist mit dem Raum, in dem sich der Sitzende befindet? Er ist bestimmt durch rote, fast strahlenförmig angeordnete Streifen. Der Betrachter schwankt in seinen Assoziationen zwischen rotem Markisenstoff, wie man ihn bei Strandmöbeln finden kann, und den Streifen der amerikanischen Flagge, die gleichzeitig Stäbe eines Gefängnisses sein könnten.

Je mehr man das Bild ansieht, desto stärker drängt sich der Eindruck auf, der amerikansiche Traum sei heruntergekommen zu einem elend dasitzenden jämmerlichen Menschen, der eingesperrt ist in Farben, in einen einzwängenden Raum, der sich durch die Streifen mehr zuzieht als öffnet. Ist in Guantanamo der amerikanische Traum zu sich selbst gekommen, zur Zerstörung des Menschen mit einem unverkennbaren individualisierenden Gesicht? Oder ist da ein »Ecce homo« eingeschlossen wie in einer Monstranz? Der eigentlich entgrenzende Traum und die Isolation durch die Strahlen?

Das Bild gibt der Ausstellung ihren Namen, aber das Plakative rückt es vom Rest der Ausstellung auch ab, in deren Thematik politische Anspielungen keine Rolle spielen; daß es durch Gefälligkeit Zuschauer anzulocken versuchte, kann man nicht behaupten: Verunstaltungen von Kopf und Gesicht werden ihre Bedrängung nie verlieren, sehen wir auch noch so viel Kriegs- und Justizgruel. Insofern ist diesem Plakat Mut nicht abzusprechen. Aggressivität ohnedies.

Hat das Bild vom Motiv her etwas Singuläres in der Ausstellung, zeugt es doch in einer untergründigen Verbindung von Verfall und Zerstörung, die auch in den übrigen Bildern omnipräsent sind. Im Eingangsbereich hängt neben dem Plakatbild ein weiteres Personen abbildendes Gemälde mit dem Titel »Zwei«. Ein altes Motiv, ein altes Spiel: Maler und Modell. Nur ist diesmal der Maler kein Mann, sondern eine Frau, mit entblößtem Oberkörper und entsprechender sinnlicher Ausstrahlung. Daß die Räume diffus sind, versteht sich, denn diese Motiv kann gar nicht anders als mit Spiegeln arbeiten und damit den Raum auflösen. Aber etwas weiteres Beunruhigendes kommt hinzu: die Darstellung des Mannes mit seinem Requisite: einem Schwert, das er mit bloßer Hand an der Klinge umfaßt. Die Spitze dieses fast unwirklichen Mordinstruments zeigt auf das Auge der Frau im Spiegel. Obwohl die beiden Personen fast parallel zur Bildfläche stehen – der Mann ist sogar etwas gegen die Frau gedreht –, ist damit eine höchst prekäre Verbindung hergestellt. Was aber im »Traum« nur bei der Darstellung des Kopfes beunruhigt, beherrscht in diesem Bild – wie in den meisten andern der Ausstellung – die gesamte Bildfläche: eine expressive Mischung von Farben, oft vorherrschend blaue und rote Töne, in einer gedämpften Aggressivität, wie man sie von Kokoschka oder Ludwig Meidner aus der Zeit des Ersten Weltkriegs kennt. Aber dies bezieht sich mehr auf den Malstil, der im übrigen im Farbauftrag sich sehr unterscheidet, da er nicht wütende wilde Farbverdickungen auf der Leinwand aufhäuft und dem Bild eine geradezu plastische Physiognomie verleiht, sondern immer zart und durchsichtig flächig, aber voller Energie die Farben aufträgt.

Steffi Mayer beschäftigt sich vor allem mit zwei Sujets, dem menschlichen Körper, in Porträts, in Akten, und dem Stilleben, für das der französische Begriff »Nature morte«, tote Natur, oft diese Bilder aussagekräftig

tiger bestimmt als der deutsche. Die Stilleben widmen sich zwei Ausschnitten aus der Natur, den Blumen und den Früchten. Aber es sind keine strahlenden, durch Farbe und Gestaltung gesättigten, gewinnenden und verführerischen Pflanzen, sondern eher morbide Gewächse, die in ihrer Wucht und verwirrenden Anordnung, aber auch in ihrer Ausstrahlung von zupackender Energie den Betrachter zugleich anlocken wie zurückweisen. Man sieht diese Energie, die sich keines Pinsels und seiner feinen Struktur bedient, sondern oft die Farbe wohl direkt mit den Fingern ins Bild aufträgt und dem Glanz des Acryl zusehr mißtraut, als daß nicht Öl und Tempera die bevorzugten Materialien wären.

Man ist gespalten zwischen dem Eindruck düsterer, fast schmutziger Farben, denen die Morbidität eingelassen ist, und einer Bewegtheit und untergründigen Leuchtkraft. Die tritt freilich erst wirklich und überzeugend hervor, wenn das künstliche Licht in den Räumen ausgeschaltet ist und die Bilder ganz von sich aus zu strahlen beginnen.

Diese Stilleben zeigen überlebensgroß Blumen, die schon für sich den Drang ins Große haben, etwa Liliengewächse unterschiedlichen Aussehens, unterschiedlicher Farbe und Provenienz. Aber große Gewächse müssen nicht schon groß und unanfechtbar im Bild stehen. Im Gegenteil ist beherrschend – grade wenn man von den Bildern weiter zurücktritt – , wie die Blumen und Früchte integriert, ja fast überwuchert sind von anderen, wie die Blätter Eigenleben gewinnen, lebendig zu werden scheinen



Steffi Mayer-Zwei (2004) – Abbildung aus dem Katalog

und ein verschlungenes Ganzes ergeben, das sich freilich gegen den Rand abgrenzt. Der eher wilden Dynamik des Malstils, den heftigen Farbkontrasten stehen dann kleinteilige kringelige Gewächsformen gegenüber, die etwas manieristisch domestiziertes an sich haben.

Das letzte Bild des Katalogs trägt den Titel »In Prison«. Die Titel wären insgesamt einiger eigenen Überlegungen wert. Sie knüpfen an an den Liebhabereien der klassischen (Maler-)Moderne, dem Surrealismus und ihren Sprachkünstlern und öffnen den Raum zur Tradition (»Die Versuchung des heiligen Antonius«), zur Romantik (»Morgenröthe« – sic), zum Protest (»Nieder mit dem Mondschein«), Zutaten, die den spielerischen Charakter verstärken und der Rätselhaftigkeit der Bildern ein weitere Nuance hinzufügen. Das Gefängnis, das Gefangen-, das Eingesperrtsein scheint mir ein Grundmotiv dieser Bilder zu sein, eingesperrt in den Rahmen des Bildes (wieviele Köpfe sind angeschnitten auf den Porträts!), in die menschliche, in die kreatürliche Hinfälligkeit, aber auch in und hinter steil aufgestellten Pflanzen wie in diesem Bild, in dem die Katze düster, bedrängt und verschreckt am Bildrand plaziert ist und ihr von den Pflanzen Luft und Raum genommen sind. ¶

Die Ausstellung im Martin von Wagner-Museum (Südflügel der Residenz) ist verlängert worden bis 12. März 2006.
 Öffnungszeiten: dienstags bis samstags von 9.30 bis 12.30 Uhr
 sowie an den Sonntagen 29.1., 12.2., 26.2. und 12.3.
 Informationen unter Tel. 09 31 - 312283 oder - 312288 oder
www.uni-wuerzburg.de/museum/

Totes Holz, zum Leben erweckt

von Manfred Kunz

Erinnert sich noch jemand an die Männer-Toilette in den ehemaligen Räumen des AKW in der Martin-Luther-Straße? Der Blick während der Verrichtung der Notdurft war einerseits gefangen in einem tristen Innenhof-Kerker und wurde andererseits geradezu magisch angezogen von einer quadratischen Sperrholzplatte in der Größe einer Fliese, die ihrerseits die links unten befindliche Scheibe in dem durch je zwei senkrechte und waagrechte Sprossen in neun Teile gegliederten Fenster ersetzte. »Holz lebt« waren die zwei Worte, die in blaß-blauer Farbe herunterprangten und jedem Geschäft einen Touch Alltagsphilosophie verliehen.

Welche tatsächliche Tragweite und ästhetische Wucht diese Worte jenseits ihrer damals banalen Umgebung entfalten, erschloss sich dem Autor erst wieder beim Besuch im Atelier des Holzbildhauers Kilian Emmerling. Heimisches Holz, wohin man blickt – Nussbaum, Kirsche, Robinie, Weide, Zwetschge in allen Zustands- und Bearbeitungsformen, von frisch angelieferten Stämmen und Baumleichen bis hin zu vorläufig vollendeten, glänzenden Figuren und Skulpturen. Tote, abgestorbene Materie, verwachsen und verkrüppelt, achtlos der Verwitterung und dem Verfall preisgegeben. Und doch schwebt selbst bei tief winterlichen Temperaturen dieses »Holz lebt« wie ein unsichtbarer Bann in den Atelierräumen des stillgelegten Lagerhauses im Ochsenfurter Gau, strömen die oft mannsgroßen Objekte eine nicht fühlbare, aber optisch sichtbare Wärme aus.

Ursache dieser atmosphärischen Aura ist wohl – man zögert, ob der Abgenutztheit des Wortes, obwohl es die Art des Arbeitsprozesses am genauesten beschreibt – die

»Nachhaltigkeit«, mit der Emmerling seiner Profession nachgeht und die sich ihrerseits in den Kunstwerken manifestiert. »Die Eigenheiten und jeweilige Beschaffenheit des Materials ernstzunehmen, der spürbaren Individualität und »Lebensgeschichte« eines Baumes auch im Ausdruck und in der künstlerischen Form gerecht zu werden«, beschreibt der Autodidakt seine Vorgehensweise. Explizit bezieht er die Sprünge, Risse, Verwachsungen, unterschiedlichen Schichtungen, ja gar die verschiedenen Färbungen in ein und demselben Objekt in seine Gestaltung ein. Er setzt seinen künstlerischen Impuls nicht dem Holz entgegen, sondern arbeitet im doppelten Wortsinn mit dem Material.

So steht am Ende der künstlerischen Bearbeitung, die sich an einem Objekt schon mal über Wochen hinziehen kann, eine gelungene Symbiose aus lebendiger Natürlichkeit und künstlerischer Kreativität. Und wie ein Baum im Jahreslauf Form und Aussehen ändert, so lösen auch die teils grazilen, teils wuchtigen Skulpturen, die Emmerling für seine erste Ausstellung im Würzburger Spitale ausgewählt und wirkungsvoll im Raum platziert hat, je nach dem Blickwinkel des Betrachters ganz unterschiedliche, ja unter Umständen extreme Assoziationen aus: Erotik und Sinnenfreude, Trauer und Vergänglichkeit, Lebensbejahung und Lebenszweifel. Sinnfälliger läßt sich jenes »Holz lebt!« figürlich und optisch kaum denken. ¶

Die Ausstellung **Kilian Emmerling meets Norbert Schmelz** ist noch bis 5. Februar 2006 im Spitale in Würzburg zu sehen.
www.vku-kunst.de



Foto: Achim Schollenberger

Unabhängige Medien und Verlage der Region

Gestern 20, morgen 50

Für das Würzburger Bad Alchemy-Magazin häufen sich derzeit die Jubiläen.

von Jochen Kleinhenz

Zur Einführung – neben dem Hinweis, daß der Name »Bad Alchemy« eine Songtitel entnommen ist – eine kleine Zahlenlehre: Die »50« der Überschrift bezieht sich dabei auf die Anzahl der bisher publizierten Hefte (aktuell ist Bad Alchemy 49 erhältlich) – wobei dies lediglich der Kosten-Nutzen-Maximierung geschuldet ist, denn Herausgeber Rigobert Dittmann (RBD), inzwischen zum fifty-something gereift und ansonsten ein unauffälliges Leben im Angestelltenverhältnis führend, reizt das A5-Format des Heftes bis zur Schmerzgrenze aus: kleine Schrift, Zeile an Zeile, und das bei einer Seitenzahl, die die Produktionsstätte gerade noch mit der Drahrückenbindung bändigen kann – 84 Seiten inkl. Umschlag kann man bei Heft 42 zählen, Heft 44 kommt gleich im Doppelpack: 144 Seiten verdichteter Information zu aller Art von Musik/Kultur abseits des Mainstream verteilen sich auf zwei Hefte – dafür diesmal ohne den obligatorischen Tonträger, der jedem Heft normalerweise beiliegt.

Die »20« – wir haben es bereits in den Shortcuts der nummer 9 erwähnt – bezieht sich auf die Anzahl der Jahre, die RBD nun schon sein ureigenes Steckenpferd reitet. Seit Erscheinen der ersten Ausgabe 1985 ist viel Wasser den Main hinabgeflossen – und viel Post aus dem Hause RBD verschickt worden, denn Bad Alchemy geht vor allem direkt an Abonnenten und an einige ausgewählte nationale und internationale Knotenpunkte des musikalischen Undergrounds (sofern man das so nennen mag).

Anfangs erschien das Magazin als Heft mit Kassettenbeilage, in Kooperation mit dem damals noch in Würzburg ansässigen Recommended No Man's Land-Laden (2), einem der zentralen europäischen Umschlagplätze für Tonträger von der klassischen Avantgarde bis hin zu obskursten Neutönern; auch als Plattenlabel für eine Handvoll LP-Veröffentlichungen diente der Name.

RBD rezipiert seit der 14. Ausgabe völlig unabhängig vom privaten ElySION aus, was der umgebende »Ocean Of Sound« (so ein Buchtitel von David Toop) an seinen Strand spült.

Nachfolgend ein Interview mit RBD, das neben ein paar wenigen Antworten vermutlich viel mehr neue Fragen aufwirft und wenig zur Klärung, mehr dafür zur weiteren Verunsicherung beiträgt. Das wäre vermutlich im RBDschen Sinne, hat er doch konsequent seit zwei Jahrzehnten allzu plumpe Antworten immer vermieden und stattdessen seinen eigenen Schreibstil in einen »stream of complexness« transformiert, der seinesgleichen sucht.

Wie kam es zur Gründung des Bad Alchemy-Magazins?

RBD: Das Bad Alchemy-Baby hat der Esel beim Tanz auf dem Eis verloren: 1984 war noch genuine Do It Yourself-Zeit, und Magazine oder Labels wurden ebenso blauäugig wie stündlich gegründet; zeitgleich etwa Out Of Depression in Konstanz und lokal 10-16 Magazine.

Den Antrieb lieferte ein Enthusiasmus, der bei mir zweifach angeheizt wurde. Einmal durch meine Anbindung an Recommended No Man's Land in der Dominikanergasse 7: ein Label-, Laden- & Mailorderenterprise abseits des Mainstreams, das als Clondike für eine Art Musik fungierte, die ich gerade erst als Spätentwickler kennenlernte und die mir wie ein Wunder vorkam – als die Antwort auf Fragen, die



mir nie eingefallen waren, als ein Kick, der gleichzeitig hedonistische Gelüste befriedigte und (kultur-)politisches Engagement versprach (Stichworte: Independent vs. Kulturindustrie, Patchwork der Minderheiten, File under Popular, Bad Girls Go Everywhere ...).

Und zweitens, hier in Herbiopolis, durch einen Luxus an Livekonzerten mit eben dieser »nichtetablierten / außergewöhnlichen / lebendigen / intelligenten« Musik: Bands wie Skeleton Crew & Debile Menthol im Burssekeller, Cassiber, Lindsay Cooper, David Thomas, Half Japanese u.a. im alten AKW(3).

War das musikalisch oder kulturell wirklich so eine aufregende Zeit? Schon damals – nach den diesbezüglich sicher aufregenden 1970er Jahren – wurde doch eher Pessimismus verbreitet?

RBD: 1984/85 empfanden die Veteranen von 1977–81 als pophistorisch flauere Zeit, während mir in meiner Unbelecktheit selbst die Leeseite dieser furiosen Jahre noch mindblowing vorkam: Nichts als Abschwung und Ausverkauf – Postpunk und Postindustrial drohten in den Waves von New Pop und neudeutsch gewellter Flachköpfigkeit zu versinken, »Avant-« wirkte vom Gegenwind ziemlich mitgenommen.

Dem wollte das ursprüngliche BA-Team als »Erben von Hoffnung und Verzweiflung« (herrje, wie ungeniert man damals den Hl. Sebastian mimte) seinen Minority Report entgegen setzen. Zu allem anderen noch untalentierter, wurde ich zum Schreiben bestimmt; eine 6 in Musik im Abiturzeugnis wurde als faule Ausrede beiseite gewischt.

Was bedeutet »Spätentwickler«? Was hast Du damals gemacht, welcher musikalische Hintergrund spielt neben der Note 6 eine Rolle?

RBD: Im Orwelljahr war ich ein 30-jähriger Verwaltungsangestellter, der mit schlechtem Gewissen – und zudem vergeblich – Dorf- & Prollmief abzuschütteln versuchte. Was mir an Bodenhaftung fehlte, verschlimmbesserte ich durch besessenes Schmökern und Filmegucken, egal ob Trash oder highbrow. Musik spielte allenfalls die dritte Geige: zwiespältige Erinnerungen an Jugendhelden wie die Doors (»People are strange«) und King Crimson, deren »Confusion will be my Epitaph« genau mein Nichtfunktionieren als »21st Century Schizoid Man« spiegelte. Daneben dann Gustav Mahler und

Charles Ives (»Unanswered Question« natürlich), aber auch – lach' bitte nicht – viel Liedermacher-Innerlichkeit und Feministisches.

Carla Bley und Lindsay Cooper, im Radio gehört, wurden dann ganz konkret zu meinem Sesam-öffnendich ins No Man's Land (ich fand dort ihre Platten!). Ihnen verdanke ich quasi mein Heureka von Musik, die so unerhört war, daß sie die literarischen Kicks noch überbot. Live natürlich noch mehr als in Scheibenform oder auf Kassette. Und: man konnte die Musikerinnen und Musiker persönlich kennenlernen (z. B. als Übernachtungsgäste), mit ihnen beim Essen auf Augenhöhe über die schnöde Welt räsonnieren – oder darüber, daß man, statt bloß zu konsumieren und zu lamentieren, irgendwie mitmischen konnte. Ruckzuck war Bad Alchemy Records gegründet, um die irrwitzigen Half Japanese & Jad Fair herauszubringen ...

Mit Burssekeller und altem AKW hast Du zwei Orte erwähnt, an denen sich bestimmte Leute als Gäste und/oder Veranstalter gefunden haben, wenn sie sich nicht in einer sog. Szene bewegt haben, die im nachhinein benennbar sein müßte.

RBD: Die Dominikanergasse 7 war Dreh- und Angelpunkt – und weit über Würzburg hinaus die erste Adresse für jeden, der vom Mainstream angeödet zur wilden Seite hin wechseln wollte (»Step across the border«, wie es der Dokumentarfilm über Fred Frith & Co. dann popularisiert hat). Ich fühlte mich dort wie Robinson, als er auf Freitag stieß.

Szene wäre, soweit ich mich erinnere, zu viel gesagt, wenn man das nur lokal festmachen will. Man muß sich klar machen, daß die geliebte Musik – von Ausnahmen abgesehen – in Auflagen von 500 bis 2000 Exemplaren zirkulierte, und zwar global. Zu den Konzerten, zu Frith & Tenko, Tarasov & Chekasin, Gestalt Et Jive, Monochrom Bleu, David Garland, Iva Bittova, Dr. Nerve und sogar John Zorn kam immer nur ein leicht überschaubares Publikum. Was Würzburg 1985–90 trotzdem zu einer Welthauptstadt der »anderen« Musik machte.

Wirklich engagiert waren vor Ort freilich nur einzelne: die beiden No Man's Land-Macher Jürgen Königer und Edith Walz, Christian Clement im »alten«, später Holger Klüpfel im »neuen« AKW – diese alle mit dem Tourveranstalter Herbert Jugel als hilfreicher Verbindung, die wiederum bis in die Zündfunk-Redaktion des BR reichte.

Aber insgesamt haben wir uns eher als Knoten eines grenzenlosen Netzwerkes gesehen, Label- und Festivalmacher in London (ReR), Zürich (RecRec & Taktlos), Frankreich (AYAA, die MAI- & MIMI-Festivals), Italien (ADN)... Der kosmopolitische Grundzug, der durch fiktive Staaten wie Negativland, der Savage Republik oder des Königreichs Elgaland-Vargalands unterstrichen wurde, gab sogar einem Isolationisten wie mir etwas Weltbürgerliches – für Boheme zu brav, bot sich mir ein unverhofftes Doppelleben an.

Als die No Man's Landler mich aufforderten, gefälligst zu schreiben über unsere »seltsame & ausgewählte« Musik, bedeutete das dann eben Learning-by-doing. Weitere Freunde und Bekannte aus dem Umfeld haben ebenfalls Texte beige-steuert, und es gab Kenner in Frankreich, Japan, Skandinavien, Russland, Spanien, Tschechien, sogar Brasilien, die ihre Avant- & Outsider-Szenen schilderten. Im musikalischen Niemandsland war das Besondere gerade das, was uns verbunden hat: Unter Wildfremden genügte »Henry Cow« – wie heute noch »Magma« – als Shibboleth. Aber jede Woche raunte man sich neue kryptische Tipps zu: DDAA oder Un Drame Musical Instantané (die hier dann auf dem Filmfestival spielten).

Wir waren der Schwanz zum Hund, das Salz, zumindest aber das Haar in der Thatcher-, Reagan- & Kohl-Suppe: Die Internationale der lachenden Außenseiter, die ja tatsächlich mit einem Überschuss an Vitalität und schrägem Humor auftrumpfte. Someday soon würden Tausende zu Robert Wyatts »At last I'm free« Wunderkerzen schwenken und künftig Gutes tun.

Du schilderst das Szenario Ende der 1980er Jahre. Dennoch hat sich die damalige Label- und Vertriebslandschaft lokal wie international sehr verändert. Recommended No Man's Land etwa wurde von Gerhard Busse in Berlin übernommen und von dort weitergeführt seit mittlerweile fast zehn Jahren.

Andere, etwa Franz Liebl aus München, der damals die Society for Industrial Arts and Music mitbetrieb (SIAM, mit unregelmäßig publiziertem Fanzine), haben ihr Studium schon lange hinter sich und sind inzwischen selbst Hochschulprofessoren.

RBD: Naja, vielen kleinen Firmen wurde der Investitionszwang der Neuen Medien, die Umstellung auf Computer und CD, zur Faust im Nacken, anderen brach der Erfolg das Genick – Mainstream fressen Minderheiten auf,

damalige Größen wie RecRec, SST, Rough Trade und andere gingen wirtschaftlich den Bach runter.

In Würzburg wurde das Autonome Kulturzentrum an den Stadtrand verlegt. Der Freundeskreis AKW, von BA musikalisch geimpft, hat sich wacker um Standort- & Traditionspflege bemüht. Bis 1997 konnte Würzburg weiterhin Bekanntschaft machen mit den Sonicphonics & B Shops For The Poor, Peter Blegvad & John Greaves, Weltstars wie Otomo Yoshihide & Lauren Newton, Min Xiao Fen & Carl Stone, den künftigen Siemens- bzw. Karl-Sczuka-Preisträgern (4) Annie Gosfield und Jon Rose, der Hausmusik-Szene aus Landsberg – durchaus kein Heulen und Zähneklappern also.

Es kam aber schon Anfang der 1990er Jahre zur Trennung von Bad Alchemy und Recommended No Man's Land, trotz nach wie vor weitgehender Übereinstimmung in den Themen der damaligen Zeit ...

RBD: Bad Alchemy ist damals auf ein Ein-Mann-Ding geschrumpft (with a little help of ...) und verlor ohne das Recommended-Vertriebsnetz 2/3 der Auflage. Aber Alchemisten können aus der Not genau so gut eine Tugend machen wie aus Dreck Porzellan.

Die Kassettenkompilationen, die bisher zum Heft gehört hatten, wurden ab 1996, schön unzeitgemäß, durch 7«-Vinyl abgelöst und Drähte zur Noise-Szene, meist selbst ehemaligen Kassettentätern, gezogen – die Würzburger Kultformation Telepherique oder Labels wie Staalplaat, Drone und Ant-Zen spielten nun Hauptrollen. Auf dieser Schiene konnten dann sogar Sound Art-Größen wie Achim Wollscheid & Asmus Tietchens, der ebenfalls inzwischen den Karl-Sczuka-Preis bekommen hat, gleich mehrfach nach Würzburg gelockt werden, quasi Freundschaftsbesuche, veranstaltet von der Galerie nulldrei.

Die Hefte dokumentieren auch inhaltlich eine musikalische Akzentverschiebung, weg vom reinen Recommended-Netzwerk und den Protagonisten der Rock In Opposition-Bewegung um die Urformation Henry Cow samt Abkömmlingen, hin zu mehr Elektronik und Geräuschmusik. Aber Deine persönlichen Anti-Pop-Favoriten der jüngeren Vergangenheit spiegeln das kaum wider ...

RBD: Gut, aber Leftfield-Electro, exemplarisch Mille Plateaux, ist auch längst wieder im Allerlei versunken (bzw. bei Suhrkamp angekommen). Ähnlich übrigens

wie vorher auch schon solche BA-Eckpfeiler wie Recommended oder die NY Downtown-Szene. Wobei das nicht immer nachlassender Qualität geschuldet ist, sondern auch der wetterwendischen Begeisterungsfähigkeit. Dafür sind Chicago, NY-Weirdness, die Bay Area bad alchemystisch heiße Zonen geworden: Jim O'Rourke, Ken Vandermark und das Chicago Underground Duo, W.O.O. Revelator oder Team Up legten, ebenfalls Dank der Galerie nulldrei, hier ganz gut dafür Zeugnis ab, wie ja überhaupt die praktische Vielfalt und Qualität der Plunderphonics, Mixadelics & Sound-Mechanics, über die übrigens Kodwo Eshun (»Heller als Tausend Sonnen«) & David Toop (»Ocean of Sound«, »Exotica«, »Haunted Weather«) faszinierende Bücher geschrieben haben, meinen theoretischen Entropie- und Dystopievermutungen krass widersprechen.

Ich persönlich kann zwischen 1985 und 2005 kein Qualitätsgefälle feststellen, ob nun in durchgehenden Lebenslinien wie bei John Zorn oder David Thomas, oder bei nachgewachsenen BA-Helden wie DJ Spooky, The Flying Luttenbachers, Spring Heel Jack, Sleepytime Gorilla Museum ...

Eine wirklich einschneidende Veränderung ist vielmehr, daß Musik bei den Jungen immer weniger das Hauptmedium der Selbstfindung und Distinktion zu sein scheint: man gibt sich selbst unter den Aufgeweckteren lieber mit den angesagten Hypes zufrieden. Niemand-verarscht-Jesus-Sprüche, aber überhaupt kein Gespür mehr für die Verarschung selbst: Nur das besonders Erfolgreiche gilt als etwas Besonderes.

Setzt da auch Deine Anti-Pop-Polemik an? Und beißt sich die nicht mit dem File under popular-Anspruch?

RBD: Im Gegenteil: Die »Populärmusik«, der BA huldigt, wollte und will – simpel gesagt – gegen den kulturindustriellen Zynismus, gegen die menschenverachtende Warenförmigkeit der Lebensverhältnisse, den kulturellen Sektor, wenn man so will, à la Gramsci für selbstbestimmte Information und Kommunikation reklamieren und Unterhaltung dabei radikal humanisieren. Dagegen soll, wenn man der so genannten Pop-Linken folgt, auf die meine Polemik zielt, offenbar das Kulinarische am Ökonomismus ungeniert genossen werden, wenn ich mich ansonsten politisch korrekt zeige, d.h. touristisch weltläufig, pro forma antisexistisch und stramm antideutsch. Soweit, daß sogar der Kapitalismus und

seine Schutzmacht U.S.A., als das Mutterland von Pop, in Schutz genommen werden gegen alteuropäische Versuche, den darwinistischen Supermarkt mitsamt seiner Vorwärtsverteidigung madig zu machen. Daß es dabei ums Eingemachte geht, zeigt sich daran, daß gegen die Kritik sogar die Antisemitismuskeule geschwungen wird.

Dann muß man Dich demnach einen alteuropäischen Altlinken schimpfen?

RBD: Na ja, links bin ich nur so instinktiv. Eher war ich ein Kind von Emma Peel & Philipp Marlowe, und Karl Marx war im Vergleich zu Karl May für mich ein Niemand. Nachhaltig an- und aufgeregt haben mich Typen wie Nietzsche, Büchner, Bloch, Theweleit, Sloterdijk oder Peter Weiss. ¶

Bad Alchemy Magazin

c/o R. Dittmann, Franz-Ludwig-Str. 11, D-97072 Würzburg
www.badalchemy.de

Anmerkungen:

- (1) Fanzine: Kurzform für »Fan Magazine«, ein Medium, das nicht zuerst aus (objektiven) journalistischen Motiven, sondern aus der subjektiven Faszination zu einem Spezialthema heraus publiziert wird, meist ohne ökonomische Motivation und Rentabilität. Obwohl die meisten Fanzines nicht gratis sind, deckt ihr Verkaufserlös selten die Produktionskosten.
- (2) Recommended No Man's Land, aus dem Anfang der 1980er Jahre gegründeten Plattenladen Atahk entstanden als Label (Edition No Man's Land, Review Records), Vertrieb und Versand für unkonventionelle Musik; »Recommended« verweist auf das Zentrum eines später international kooperierenden Netzwerks solcher Label/Vertrieb/Versand-Projekte: Recommended Records von Chris Cutler, das dieser Mitte der 1970er initiierte. Seit 1996 führt der Berliner Gerhard Busse, der die Jahre zuvor schon als Konzertagent etliche Gruppen nach Würzburg geführt hatte, No Man's Land als Label und Mailorder weiter. Mehr Informationen unter www.nomansland-records.de
- (3) Der Begriff »altes AKW« bezieht sich – wertungsfrei – auf die früheren Räumlichkeiten des Autonomen Kulturzentrums in der Martin-Luther Straße bis Ende der 1980er Jahre. Das damalige Profil als international geschätzter Auftrittsort für innovative Klänge war aber nicht nur an die örtlichen oder personellen Gegebenheiten gebunden, sondern vor allem an die damalige Zeit. Vergleichbares kulturelles Geschehen unterliegt heute weitestgehend veränderten Bedingungen.
- (4) Der 1955 erstmals verliehene und nach dem Hauskomponisten der SWF-Gründerjahre benannte Karl-Sczuka-Preis wurde zunächst für Hörspielmusik vergeben und ist nach Satzungsänderungen der Jahre 1969-72 zur wichtigsten Auszeichnung für avancierte Werke der Radiokunst geworden.

Da fast alle Kanonisierungen der Sub- oder Gegenkultur bis heute glücklicherweise in eng definierten Spezialgebieten stecken geblieben sind – oft nicht einmal richtig überzeugend – lohnt es, den von RBD durch bewußtes Namedropping gelegten Spuren nachzugehen. Hilfestellungen dazu bieten natürlich die Hefte selbst, neben den aktuellen sind noch einige ältere Ausgaben – mit oder ohne Tonträger – erhältlich. Bad Alchemy erscheint 2-3 mal jährlich.



Vom Stolpern und Straucheln ...

Zu Hans Steidles Leonhard Frank-Buch

von Berthold Kremmler

Vater, es wird nicht gut ablaufen

Die Segnungen der modernen Technik haben bewirkt, daß im Druckgewerbe altehrwürdige Berufe wie die Fliegen weggestorben sind. Am auffälligsten ist das Hinscheiden von Korrektoren und Lektoren. Flankierend ist dazugekommen, daß die neue Rechtschreibung für größtmögliche Unsicherheit gesorgt hat. Jetzt gibt es also niemanden mehr, der verbindlich bescheid weiß, wie das schon lange vor Herrn Duden die Setzer wenigstens wußten, und die Autoren sind bereits längst gezwungen, ihre Texte in einen druckfertigen Zustand zu bringen, und zwar in orthographischer wie stilistischer Hinsicht: so sehen sie auch aus. Dementsprechend befinden wir uns in einem Dauerhoch ungarer Druckerzeugnisse. Was die Satzfehler in dem neuen Buch von Hans Steidle über Leonhard Frank angeht, erübrigt sich der Einzelnachweis: sie wimmeln dem Leser auf jeder Seite geradezu entgegen. Stilistische Feinheiten werden bei Gelegenheit im folgenden für den Genießer herausgehoben.

Vater, es wird nicht gut ablaufen

Wer hatte nicht schon in der Schulzeit mit den Dimensionen seine Schwierigkeiten. Die mehrdimensionalen Räume der Mathematik – ein Hochgenuß, aber nur für starke Denker. Sie sich vorzustellen, macht erhebliche Schwierigkeiten, sobald man über die vertrauten Maße hinausgeht.

Für Leute, die lieber mit dem Herzen denken, sind die Fallstricke an allen Ecken und Enden, um nicht zu sagen: es tun sich Abgründe auf. Desto mehr, als das Herz ja nicht gerade den Ruf hat, ein trainiertes Organ für solcherlei Operationen zu sein. Wenn wir schon nicht recht wissen, wie sich das mit den Dimensionen genau verhält, wie kommen wir da erst ins Schleudern, sehen wir diesen Begriff mit dem Wörtchen

»politisch« gekoppelt. Was wird mit der »politischen Dimension« wohl gemeint sein? Diese Frage drängt sich unwillkürlich auf, nimmt man dieses neue Buch über Hans Steidles Lieblingssujet in die Hand, den Schriftsteller Leonhard Frank. Frank hatte es in und mit seiner Geburtsstadt Würzburg von jeher schwer, und so ist allemal zu rühmen, wenn sich die Leonhard-Frank-Gesellschaft im allgemeinen und in ihr, als eine treibende Kraft, Hans Steidle im besonderen für sein Renommee einsetzen.

Er also möchte unsere Kenntnis und unser Verständnis dieser »politischen Dimension« zusammenfassen, erweitern und vertiefen. Folgerichtig widmet er sich in einem frühen kleinen Kapitelchen dem Verhältnis von »Literatur und Politik« (SS. 11–13, nicht 10–13, wie das Inhaltsverzeichnis angibt). Ein weites, ein unübersichtliches, ja ein komplexes und ausgesprochen schwieriges Feld. Bei einem solchen Gegenstand wird der erfahrene Autor, um sein Thema ordentlich zu erfassen und einzukreisen, bei klugen und noch erfahreneren Kennern Auskunft und Unterstützung suchen. Es böte sich zum Beispiel, als Einstieg, das berühmte »Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte« mit einem 60-seitigen Artikel, zweispaltig, an. Im 3. Band der 2. Auflage von 1977 ist der Artikel zum Thema von damaligen Altmeistern ihrer Zunft verfaßt; aktueller, aber wesentlich knapper ist die 3. Auflage von 2003. Oder, wenn's eher ein Minimum sein darf, das Reclam-Sachwörterbuch zur deutschen Literatur von 1999, das den Vorteil relativ großer Zeitnähe hat und so die Schwierigkeiten seit dem Vietnam-Krieg verarbeitet – die Zeit, in der die politischen Implikationen ihres Tuns für die Schriftsteller von herausragender Bedeutung waren. Herr Steidle gibt als seine einzige Quelle als »Standardliteratur« an: das Sachwörterbuch des Kröner-Verlags, in einer Auflage von 1969 (jaja, die

goldene Studentenzeit). Dagegen sind die alten Herren vom Reallexikon schon sehr reflektiert ... Und was ist das Ergebnis? »Das Problem der Ästhetik und literarischen Bewertung besteht darin, ob die Tendenz, der Wille zur Kundgabe von Ideen, Überzeugungen und zur Beeinflussung die literarische Formgestaltung beeinflussen.« (S. 12) Alles klar?!

Soviel zur »politischen Dimension« – die Frage ist offen, ob der Begriff sich überhaupt aus seiner Schwammigkeit befreien läßt oder ob es nur unserem Autor nicht gelingt.

Vater, es wird nicht gut ablaufen

Das folgende Kapitel über »Leben und Werk: von Würzburg in die weite Welt« beginnt mit dem programmatischen Satz: »Die Beschäftigung mit der politischen Dimension im Werk eines Schriftstellers erfordert zunächst einen Überblick über Leben und Werk eines Autors.« (S. 13) Gut gebrüllt, Löwe. Jetzt erwarten wir uns einen Ein- und Überblick, in dem die Biographie Franks unter der Perspektive des politischen Verhaltens aufgerollt wird. Wir könnten einläßlich erfahren, was Leonhard Frank an wichtigen Stationen seines Lebens politisch getan hat, etwa vor seiner ersten Emigration zu Beginn des 1. Weltkriegs in die Schweiz, oder am Ende der Weimarer Republik, als er Mitglied der »Sektion für Dichtkunst« der »Preußischen Akademie der Künste« wurde, bevor man ihn wieder hinausbeförderte (Hinweise dazu in »In jenen Tagen ... Schriftsteller zwischen Reichstagsbrand und Bücherverbrennung«, Leipzig 1983, passim, wo auch aus Loerkes Tagebüchern zitiert wird – nicht gerade zum Ruhm von L. Frank). Leider erhalten wir nur Brosamen für unseren Informationshunger. Die politische Biographie Franks bleibt eine Schimäre.

Und das meiste dazu stammt aus dem autobiographischen Roman »Links wo das Herz ist«, dessen dokumentarische Qualität und Zuverlässigkeit allein schon dadurch in Mißkredit gerät, daß die Hauptfigur nicht Leonhard Frank heißt, sondern Michael Vierkant, eben die Person, die in der Räuberbande bereits Selbstmord begangen hat und jetzt also nachgerade ein Wiedergänger ist, bei jedem Detail also geprüft werden muß (vielmehr müßte), wieweit es factum oder fictum ist. Tatsächlich entscheidet Steidle freihändig, ob er etwas für authentisch hält (z. B. S. 66: »dass Frank (...) einen kriegstrunkenen Sozialdemokraten ohrfeigt, halte ich

für authentisch«), freilich nicht ohne sich bei Werner Dettelbacher rückzuversichern.

Vater, es wird nicht gut ablaufen

Wie ist das Buch insgesamt angelegt und ausgeführt? Der Text ist in vier große Abschnitte eingeteilt; nach den »Grundlagen«, von denen schon die Rede war, folgen drei Großkapitel, die sich dem »Frühwerk«, der »Weimarer Republik« sowie dem »Exil und Alterswerk« widmen, also schön Werk, Leben und Zeitgeschichte mischen, ohne daß der Bezug zum »Politischen« gerade ins Auge spränge. So gibt es im Rahmen der »Weimarer Republik« eine »Reportage über Freuds Sexual-Psychologie ...«. Die freilich gehört zeitlich gar nicht hierher, da sie von der Rezeptionsgeschichte in den 1950er Jahren handelt. Daraus ergibt sich eine spezifische Schwäche: die »Fülle der Gesichte« verführt den Verfasser immer wieder zu einem Mangel an Stringenz und klarer Gedankenführung, wie man sie sonst nur bei gesprochenen Texten kennt, die die Digression lieben. So kommt er unvermittelt auf Jehuda Amichais Würzburg-Roman und den Leidensweg Christi zu sprechen (S. 45), leitet dann über mit einem »Zurück zu Leonhard Franks Roman« (ibid.) und dessen »Kritik des ungerechten Gerichtswesens«, um im nächsten Abschnitt wiederum ein »Zurück zu Vierkants Metamorphose in den Fremden« vorzunehmen (S. 46). In erzählerischen Werken sind Digressionen sicher Abenteuer der Phantasie, hier deuten sie doch eher einen etwas mäandernden Gedankengang an.

Ähnlich ist es mit den Wiederholungen. Um nur ein besonders hübsches Beispiel zu geben: »Max Hermann-Neisse (...) wie bereits oben zitiert, aber es ist durchaus eine Wiederholung wert ...« (S. 109). Das Zitat bleibt dieses Mal freilich ohne Stellennachweis.

Es mag dies beckmesserisch klingen – wäre es nicht für den Text so symptomatisch: auf Schritt und Tritt begegnen solche Lapsus und lassen den Leser verzweifeln, der dazu noch bei der Auswahl der Zitate von Leonhard Frank unsicher wird, ob dessen Stil ist wie der von Hans Steidle.

Noch eine kleine Kostprobe für den Stil, beliebig herausgegriffen: »Ich muss gestehen, dass mir der hyperbolische Superlativstil, die Übertreibungen und Steigerungen, an dieser Textstelle schon von unfreiwilliger Komik bestimmt vorkommen und der dichterische Verkündungswille sprachliche Kapriolen treibt.« (S. 73)

Auf dieser Seite folgen wenig später Frank'sche Sätze, die an seiner stilistischen Meisterschaft wahrhaftig zweifeln lassen.

Es mag mit diesen Kostproben genug sein. Würde Steidles Text doch mit dem Umfang sich begnügen, den die ›Schriftenreihe‹ sonst pflegt: 30 bis 60 Seiten. Nur bei Schubert gibt es Längen, die göttlich sind ...

Vater, es wird nicht gut ablaufen

Ein besonderer Graus erwächst aus dem Anblick des literaturwissenschaftlichen Handwerkszeugs.

Beginnen wir mit dem Gipfel der Fehlleistungen, bevor wir in die Niederungen der gewöhnlichen Schlamperei gelangen. Steidle erwähnt Frank als Mitarbeiter des Films »Niemandland«. An drei verschiedenen Stellen (SS. 130, 131, 132) nennt er den Namen des Regisseurs, und alle drei Mal ist er falsch geschrieben: er heißt *Victor Trivas*, nicht *Trivias*; bei einem solchen Kenner der Materie unverzeihlich, denn als bloßen Schreibfehler läßt es sich bei der Häufung nicht mehr qualifizieren.

Die Bibliographie strotzt von Fehlern. Man kann sich bei vielen Stellenachweisen im Text fragen, ob die Zahlen hier falsch sind oder im Anhang.

Einige Beispiele: Wörtliche Zitate im Text werden nicht belegt und kommen auch in der Bibliographie nicht vor, so Bleuler (S. 48) oder Freud. Hier ist besonders peinlich, daß der Titel des Aufsatzes falsch zitiert ist, der heißt »Das Unbehagen in [nicht an!] der Kultur« (S. 54). Ob das wirklich nur eine Differenz für Freud-Kenner ist?! Novalis' Werke (zitiert S. 41) sind im Anhang schlicht vergessen, aber sie passen auch überhaupt nicht an die Stelle und zum Thema.

Sämtliche Belege aus Zeitschriftenaufsätzen bzw. Rezensionen oder von Thomas Mann kennt der Autor anscheinend nur durch Sekundärliteratur, etwa von Heinz Neugebauer (von 1955!) oder Gerhard Hay, bei dem als Erscheinungsdatum mal 1982 genannt ist (in der Bibliographie und in der Werbung), mal 1991 (im Text SS. 139, 141). Peter von Matt kommt zwar im Text vor (S. 150), aber nur mit der vielsagenden Bemerkung »in verschiedenen Analysen«, die freilich nirgendwo nachgewiesen sind. Dem früheren Leiter der Universitätsbibliothek wird gar ein neuer Vornamen verpaßt: Gerhard (statt Gottfried) Mälzer.

All dies legt die unschöne Vermutung einer unsorgfältigen Kompilationsarbeit nahe.

So erfährt man auch nicht von einem Leonhard-Frank-Archiv bei der Berliner Akademie der Künste, das sich sicher zweckdienlich auswerten ließe (vgl. Armin Strohmeiers Nachwort zur Taschenbuchausgabe von »Links wo das Herz ist« von 2003, bes. S. 258), wohl aber, welche Überraschung, die Titel der Schriftenreihe der Leonhard Frank-Gesellschaft.

Vater, es ist nicht gut abgelaufen

»Kein Mensch muß müssen«, heißt es an einer berühmten Stelle. Daß das fürs Bücherschreiben und Veröffentlichen ganz besonders gilt, zumal, wenn die Kosten von einer literarischen Gesellschaft getragen werden, also von den Beiträgen seiner Mitglieder, versteht sich.

Aber wenn schon, möchte man dem Verfasser den Buchtitel des alten, wenn auch durch Adorno madig gemachten Pädagogikprofessors Bollnow ans Herz legen: »Vom Geist des Übens«, oder wie alle Trainer allüberall empfehlen: »Üben! Üben! Üben!« Und er sollte nicht vergessen, daß auch ein so genialer Pianist wie Walter Gieseking noch nicht einmal seine eigenen Ohren als Zeuge dieses Übens haben wollte und deshalb seine Geläufigkeit an einer Tastatur ohne Saiten perfektioniert hat. Nur Spitzenmannschaften im Fußball brauchen bei ihren Übungseinheiten Publikum.

In der Literatur läßt man am besten erst nach dem Tod die Verehrer sich über die Probeläufe hermachen. Sonst ergibt sich eine verblüffende und paradoxe Entwicklung: Ein sanftmütiger Leser bekommt durch die Lektüre eines Buches über einen pazifistischen Autor einen Sack von Aggressionen aufgebrummt. Wie aber wird er sie wieder los?!

Bequemer, knapper, eleganter wird man jedenfalls in den Nachworten von Heinrich Vormweg zu »Karl und Anna« (Reclam) und von Armin Strohmeier zu »Links wo das Herz ist« informiert (Aufbau TB). Ob der ganze große Rest dieses Buches dem neugierigen Leser wirklich substantiell weiterhilt? ¶

Hans Steidle: Von ganzem Herzen links. Die politische Dimension im Werk Leonhard Franks. Illustrationen von Jürgen Hochmuth. Würzburg: Leonhard Frank-Gesellschaft 2005 (= Schriftenreihe der Leonhard Frank-Gesellschaft Nr. 15)

So klingt die

Experimentelle Musik 2005

**Ein Besuch beim gleichnamigen Festival
am 10. Dezember 2005 in München**

von Jochen Kleinhenz



Foto: Jochen Kleinhenz

Aus einer kleinen Initiative der 1980er Jahre heraus entstanden, findet seit 1996 jährlich das Festival »Experimentelle Musik« in München statt. Beweggrund eines Mainfranken für die Reise dahin könnte sein, daß Hauptinitiator Stephan Wunderlich seine Wurzeln in und um Würzburg hat, unter anderem hier Musik (das heißt: Klavier, Komposition, Dirigieren, Schlagzeug, Gesang, Musikwissenschaft) studiert hat, bevor es ihn Mitte der 1970er Jahre in die Landeshauptstadt zog.

Zwölf (!) unterschiedliche Programmpunkte in sechs Stunden bietet der geistige Marathon durch das heutige musikalische Schaffen abseits des traditionellen Betriebs der manchmal auch »ernst« genannten Musik. Am 10. Dezember fehlte dann doch einer, der Heidelberger Jörg Burkhard – was den Abend aber nur unwesentlich verkürzte.

In der Mensa der TU München in der Arcisstraße, einem Saal, flächenmäßig etwa vergleichbar mit der Würzburger Mensa am Exerzierplatz, waren mehrere Bühnenbereiche aufgebaut, und die Zuschauer rotierten im halbstündigen Wechsel mit den Aufführenden zur je nächsten Bühne – es gab folglich keine Umbaupausen, keine Aufführung dauerte länger als 30 Minuten. Die so entstandene offene Atmosphäre mit zyklisch wiederkehrender allgemeiner Unruhe störte jedoch nicht den konzentrierten Genuß des Dargebotenen. Und das war wirklich allerhand, denn wie der Name vermuten läßt, fokussiert die Veranstaltung nicht das Nachspielen oder Interpretieren von Fremdkompositionen, sondern deckt den kreativen Prozeß des Musikschafterns auf, ohne doppelten Boden aus Konvention, Bewährtem oder gar Gefälligem. Gesucht oder betont wird nicht die gefällige

Form – stattdessen präsentiert sich der Klang in einem Stadium von Unsicherheit, das Machen und die Praxis stehen im Vordergrund.

Zwei Wochen später, bei einem Treffen in Würzburg mit Festivalmacher Stephan Wunderlich und Edith Rom (während ihrer weihnachtlichen Mainfrankenvisite), betont er, »daß zwischen Schaffen und Ausführen kein fester Trennungsstrich sein darf«. Daß diese Feststellung nicht nur auf Musik oder Kunst zutrifft, liegt durchaus auch an den Wendungen des Gesprächs, in dessen Verlauf sich beide als eloquente, sympathische Zeitgenossen erweisen.

Experimentelle Musik 2005

Der pünktlichen Eröffnung von Wunderlich um 20 Uhr, »drei versuche in die experimentelle musik« (aufgrund der Verspätung des Autors leider nur gegen Ende wahrgenommen) folgte schon der erste kleine Höhepunkt des Abends – Boris D. Hegenbart aus Berlin mit »dem lächeln nahe« für Live Electronics (Laptop, Mischpult). Zwischen den verfremdeten Klängen und Flächen tauchten immer wieder field recordings auf (Stimmen, Geräusche), die Stimmungen wechselten selten abrupt – sieht man von der elektroakustischer Musik generell eigenen Spannung ab.

Helmut Berningers »Frage nach dem Zusammenhang musikalischer und malerischer Prinzipien« kam dafür ganz ohne Computer aus, möglicherweise hat er für seinen kleinen Vortrag nicht einmal ein Mikrofon verwendet. Der Vortrag selbst wirkte langatmig, Berninger stockte zu häufig und verhaspelte sich – dennoch kein Murren im Raum: der 1927 geborene Berninger dürfte an diesem Abend der Älteste im Raum gewesen sein, da überdeckte der Respekt alles andere. Leider blieb aber dem direkt folgenden, dazugehörigen Stück des Phren-Ensembles dadurch zuwenig Zeit. Was komponiert, was improvisiert war, erschloß sich nicht unmittelbar – daß es aber eine hochkarätige, kleine musikalische Pretiose auf teilweise selbstgebauten bzw. präparierten Instrumenten war, schon. Assoziationen, etwa zu den englischen AMM, waren augen- und ohrenfällig. Das nur als Kompliment am Rande.

Der Niederländer Paul Panhuysen führte anschließend die hohe Kunst des gepflegten Playbacks vor: fünf identische Mini-Stereoanlagen verteilten seine Komposition »AiDA and the Mistakes« aus dem Jahr 1981 auf

10 Lautsprecher. Die Aufnahmen der auf dem Flügel gespielten drei Noten A, D, A werden dabei zufällig wiedergegeben, der ganze Witz erschloß sich erst beim Umwandern des »Sound Circle's«, wenn man den kreisenden, sich überlagernden Klängen folgte oder ihnen entgegenlief.

Um 22 Uhr folgte ein weiterer gesprochener Beitrag, in absentia vom Band, in dem der Berliner Heinz-Klaus Metzger »über die ubiquitäre Diktatur des Beschallungswesens« sprach und in charmant-larmoyantem Tonfall nicht wenige große Wahrheiten verkündete oder seiner Verwunderung Ausdruck verlieh, daß in unserem Kulturkreis selbst Toiletten mit Musik berieselt werden. Der Begriff »Toilettenmusik« verdient möglicherweise – nach der »Fahrstuhlmusik« – eine genauere Durchleuchtung.

Hans Rudolf Zellers »Tesa Klänge« (man hörte und sah nichts anderes als abgerolltes, aufgeklebtes und wieder abgerissenes Tesaband) und Esther Roths Komposition »Quijotes Enkelinnen (für Kontrabaß und Zuspield-Klänge)« demonstrierten im Anschluß fast lehrbuchmäßig die Extreme, zwischen denen die im Rahmen dieses Festivals gebotene experimentelle Musik generell pendelt – zwischen sprödem Aktionstheater mit kaum wahrnehmbarer akustischer Note einerseits, virtuoser Instrumentenbeherrschung und komplexer musikalischer Komposition andererseits.

Albert DambECKs Stücke für Dobro und Midi-File waren vor Mitternacht der letzte Programmpunkt – nicht für das Festival, das noch von Aleksander Kolkowski, Sebastian Preller und der Or-Ton-Film-Corporation zu Ende geführt wurde, sondern für den Autor, der mit dem bis dahin Gehörten glücklich war und erschöpft von dannen zog.

Er gelobt allerdings, wiederzukommen – pünktlich und mit mehr Kondition für die Zeit nach Mitternacht. ♪

Mehr Informationen, auch zu den vergangenen Festivals, unter www.experimentellemusik.de



Nachruf auf Herbert Janouschkowetz (26. 8. 1936 – 25. 11. 2005)

»Die Malerei muß warten«

von Angelika Summa

Er konnte manchmal ganz schön ruppig sein. Einer seiner Freunde nennt ihn heute noch einen »Grantlhuber«, was liebevoller klingt, aber dasselbe meint.

Nein, liebenswürdig war Herbert Janouschkowetz höchst selten, weil er immer geradeheraus und ehrlich seine Meinung sagte, ohne die Wirkung seiner oft harschen Worte zu bedenken. Mag sein, daß ihm die auch völlig egal war, auf jeden Fall aber war ihm jede Art von Verstellung oder Berechnung völlig fremd.

Herbert Janouschkowetz machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, wie man so sagt. Mit dieser direkten Art eckte er natürlich an. Er war ein Mensch mit Ecken und Kanten. Aber, gibt sein Freund, Galerist und Förderer Martin Sinn im Gespräch zu bedenken: Er war im Grunde genommen ein weicher, sensibler Mensch. Typ: rauhe Schale, weicher Kern. Auch wer ihn gut gekannt hatte, war dann gelegentlich doch überrascht von der Nachdenklichkeit und Tiefgründigkeit, mit der er seine Arbeit reflektierte: »Wenn ein Kunstwerk immer über sich hinausweist, wenn also die eigentliche Bedeutung nicht im Gegenstand liegt, sondern in einer höheren Ebene der Gedanken, wenn das Konkrete nur eine Chiffre ist, die auf eine Idee verweist, dann muß man diesen Umweg abkürzen. Wenn der Gegenstand nicht das Wesentliche ist, warum ihn dann nicht weglassen? Warum nicht gleich die reine Idee darstellen, die Kunst an sich? Das Problem ist nur wie! Wenn somit alle Sujets traditioneller Malerei verworfen werden, was bleibt dann, um die Idee sichtbar werden zu lassen? Meine Papierarbeiten!? (Die Flüchtigkeit des Seins). Die Malerei muß noch warten.«

Anmerkungen, Gedanken, Aphorismen wie diese vom 24. 9. 1990 füllten massenweise Zettel auf Tischen, an Pinwänden und in Papierkörben. Die Kunst, und nur die Kunst, interessierte ihn. Ihr hatte sich im Leben alles unterzuordnen. Deshalb setzte ihm auch so zu, daß er nach einer Augenlähmung nicht mehr so arbeiten konnte wie früher. Es entstanden noch die geknüllten, eingerissenen, gefalteten und gepreßten Papierarbeiten,

die man als »typisch« ansieht und die er in den Themenkreis »Verletzungen« eingeordnet hat. Formen konnte er noch, aber Farben konnte er nicht mehr sehen.

Das ist bitter für einen Maler. Diese Augenlähmung hatte er sich Anfang der 1990er Jahre zugezogen, als er drei Jahre lang wie ein Besessener an einem zwei Meter großen weißen Gemälde – in der Mitte Titanweiß, außen Weiß – gemalt hatte. Ein Sammler bot ihm dafür fünfzigtausend Mark – da hat er es lieber zerschnitten. »Er wollte nicht verkaufen«, erläutert Galerist Sinn, »vor allem nicht an Leute, von denen er glaubte, daß sie seine Kunst nicht zu schätzen wissen.« Nicht das Vermögen sei sein Ziel gewesen. Ihm, dem ein Existenzminimum ausgereicht habe, ging es um die Anerkennung seiner Arbeit. Herbert Janouschkowetz hatte darunter gelitten, nur noch eingeschränkt künstlerisch arbeiten zu können. »Er hatte sich diese Situation sehr zu Herzen genommen«, sagt Martin Sinn. Das widersprach seiner Vorstellung von ernsthafter, gewissenhafter Arbeit.

Oberflächlichkeiten waren ihm ein Greuel. Deshalb sei er an Ehrungen auch nicht interessiert gewesen. Lieber produktiv sein als in Erfolg zu schwelgen, war seine Devise. Und produktiv war er. »Er sprühte vor Ideen, ging nie auf ausgetretenen Pfaden, sondern hat immer etwas Neues versucht«, erzählt Martin Sinn.

1981 habe er Janouschkowetz zum ersten Mal ausgestellt, seitdem habe sich eine persönliche Freundschaft entwickelt. Beim Künstlerfreund Janouschkowetz gab es viel zu lernen – zuallererst, sich selbst als Person nicht wichtig zu nehmen; dann überhaupt: Kunst zu sehen, zu beurteilen. Eindruck hat der Maler, Graphiker und Plastiker Janouschkowetz bestimmt zeit seines Lebens gemacht. Er war ein Bär von einem Mann, der den Menschen in seiner Umgebung Respekt einflößte und respektiert wurde. Am schwersten ist es, sich die Achtung von Künstlerkollegen zu erwerben. Herbert Janouschkowetz mußte um diese Achtung nicht betteln.

Er starb 69jährig im Dezember 2005 in seinem Wohnatelier in Ochsenfurt an Herzversagen. ¶

✂ SHORT CUTS & KULTURNOTIZEN ✂

Unlängst – Gerade soeben – Demnächst!

Was nicht dem Vergessen anheim fallen sollte – eine subjektive Auswahl der Redaktion, nicht minder subjektiv kommentiert.



RÜCKSCHAU

27. November, 20 Uhr – Johanniskirche Bachs »Kunst der Fuge« als event und Meditations- spektakel – ein Nachtrag zu den Bachtagen

Ist schon ein esoterischer Purist, wer die »Kunst der Fuge« als Musikstück versteht und um sein musikalisches Verständnis kämpft?

Der vorletzte Abend der Bachtage bot in der **Johannis-Kirche** eine Vorführung der »Kunst der Fuge« mit Synthesizern, Lichtregie und Tanz, also das, was man heute als »multimediales Event« zu bezeichnen pflegt. Entsprechend dürfte ein zahlreicheres Publikum angelockt worden sein als bei der reinen Musikdarbietung durch den Pianisten Konstantin Lifschitz eine Woche vorher (siehe **nummerzwölf**). Man betritt voll neugieriger Erwartung die Kirche, freut sich über den dunkel-meditativen Raum und erinnert sich dabei, daß bei der vorherigen Darbietung wohl nicht wenige Konzerbesucher sich mit geschlossenen Augen auf die Musik konzentriert haben dürften – bis man merkt, daß die Lichtspiele im Chor eine solche Verdunklung erzwingen, nicht die Konzentration auf die Musik.

Im Vorfeld spielen noch Gedanken eine Rolle wie der, daß Experimente der Präsentation gerade bei schwierigen Stücken vielleicht den Zugang, das Verständnis erleichtern könnten. Oder daß wir schließlich die meiste Zeit Musik hören, die auf elektronischem Weg gespeichert ist und uns über Lautsprecher erreicht. Was also sollte an der Verwendung von technischem Gerät verwerflich sein?

Und doch macht es einen Unterschied, ob ein Musikinstrument den ursprünglichen Ton erzeugt oder ein Synthesizer, bei dem die Töne beliebig in ihrer Klangqualität verändert und verzerrt werden können. Gewiß läßt sich strenge Klarheit in der Stimmführung erzeugen, wo nichts verschwimmt, nichts im

üppigem Pedal untergeht. Und es gab zum Glück solche Stücke. Aber eben auch solche, wo der scheppernde Klang an alte Lautsprecher erinnerte und der Ärger über verzerrte Töne die Konzentration unterlief.

Als schlimmerer Mißgriff enthüllten sich freilich die optischen Arrangements: Die Licht- und Farbspiele im Chor verschreckten durch die künstlich-grellen Farben, durch die Bewegungen und Muster, die mal in ständiger Bewegung waren, mal in schierer Belanglosigkeit Strukturen an die Wände malten, deren Beziehung zur Musik nur rätselhaft sein konnte. Daß die Hohlräume des Chorreliefs durch die bunte Ausleuchtung gelegentlich fast eine fratzenhafte Gesamtwirkung erzeugten, trug zur Begeisterung des Zuhörers nicht grade bei.

Im Wechsel konzentrierte sich das helle Licht auf den Raum vor dem Chor, und es geschah dort Tanz: Frauengestalten, die sich mal flüssig, mal räkelnd, mal hüpfend, mal elegisch bewegten. Dabei folgten sie meist durchaus ihrem eigenen Rhythmus, mit dem der Musik standen sie allenfalls in losem Kontakt. Daß sie in irgendeiner Weise die Musik interpretiert, gar verständlich gemacht hätten, erschloß sich mir nicht. Ein »Kunstwerk« sui generis – wozu da die »Kunst« der »Fuge« als Hintergrundmusik?

Nach einer Stunde verzweifelter Bemühung drängte sich dem Berichtstatter die Einsicht auf, daß seine Sinne durch die Reizüberflutung überfordert seien, wo er doch kaum mit dem Hören zurecht kam, er suchte das Weite – und freut sich auf die Bachtage 2006, wo ihm diese Fugen wieder als reiner Klang ihre Fragen aufgeben. Das Multimediale aber möge uns erspart bleiben, das ist bei »Klangräumen« mit ihrem eigenen Musiktyp sicher besser aufgehoben. [bk]

Sonntag, 4. Dezember, 16 Uhr – Galerie Stephan Winkler, Ostheim v. d. Rhön

Kommunikation ist und bleibt ein Spiel voller Überraschungen. So kam es, daß just die Ankündigung der Finissage, nicht aber der vier Wochen früheren Vernissage in die Mailbox des Autors flatterte. JAN POLACEK, dessen Installation »Gunter kehrt heim« bereits in **nummerzehn** erwähnt und leider schon während der Ausstellung im Ernst-Sachs-Bad geschändet

wurde (Unbekannte hatten ein nicht unwesentliches Element der Installation in Gestalt einer aufblasbaren Damenpuppe, die in einem Koffer drapiert war, entwendet), präsentierte im November 2005 seine »Kleinen Formate« in der ebenfalls klein zu nennenden Galerie des Exil-Bremers/Wahl-Rhönens Stephan Winkler – Drucke, Zeichnungen, Bronzeplastiken und andere Objekte.

Zur Finissage gab es schließlich ein – wiederum kleines – akustisches Weihnachtsgebäck: im Duo mit DETLEV BECK (Sampler) bespielte Polacek diverse Metalle mit Stöcken und einer Metallsaite als Perkussionsinstrumente, Beck nahm die Klänge mit dem Mikrophon auf und kreierte aus den Schnipseln kleine Klangschleifen, die er live elektronisch bearbeitete. Die diversen Metalle – Sie ahnen es bereits – waren überwiegend Polaceks Skulpturen, die er zu diesem Zwecke schon vorher von ihren Plätzen genommen und an Stahlsaiten von der Decke der Galerie abgehängt hatte, um sie besser bespielen zu können. Und der Titel des Events – »Bronze trifft Halbleiter« – erklärte sich so spät, aber doch noch von selbst.

Kein billiges Schlagwerk, nebenbei bemerkt – und kein billiger Event, denn die beiden legten ein konzentriertes, hörenswerthes Set elektroakustischer Improvisation hin. Klein, aber fein. Sehr fein sogar! [jk]



VORSCHAU

ab 8. Februar, 23 Uhr – Jazztime, Bayern 4 Klassik

Diese Vorschau kündigt eine Rückschau an, genauer: Ein Wiederhören mit dem 21. Würzburger Jazzfestival (5./6. 11. 2005) im Bayerischen Rundfunk: jeweils mittwochs ab 23 Uhr werden in der Sendung Jazztime (Bayern 4 Klassik) Mitschnitte der Konzerte zu hören sein. Zum Auftakt am Mittwoch, 8. Februar, gibt es den Mitschnitt von JULIA HÜLSMANN TRIO & ROGER CICERO, danach folgen monatlich weitere Sendungen, jeweils zur gleichen Uhrzeit: am 8. März, 12. April, 10. Mai und eventuell noch am 14. Juni. Die genaue Programmauswahl wird noch bekanntgegeben. Also vormerken und anhören! [jk]

10. Februar, 20 Uhr – Buchhandlung 13^{1/2}

FRITZ RAU war schon häufiger zu Gast in Würzburg. Meistens allerdings, wenn er Großes zu verkünden hatte, immer dann, wenn einer »seiner« Künstler oder Bands wieder auf die Konzertbühne stiegen. Seit 50 Jahren ist er mittlerweile »Backstage« im Geschäft in Sachen Pop-Rock- und Jazzmusik. Duke Ellington, Jimi Hendrix, Madonna, die Rolling Stones



LANDWEHRSTR. 10

Anzeigen

VINOTHEK

...die Wein-Bar in Würzburg

*** Glühwein-Zeit ***

Ludwigstraße 10 (gegenüber vom Theater)
www.buergerspital.de/vinothek
 Di. So. 11 - 24 Uhr

Weinverkauf auch im
 Weinkladen
 Ecke Theaterstraße/Semmelstraße
 Mo.-Fr. 9 - 18 Uhr, Sa. 9 - 15 Uhr

Inka Parei

liest aus ihrem mit dem
Ingeborg-Bachmann-Preis
prämierten Roman

„Was Dunkelheit war“

im

**Theater am
Neunerplatz**

Adelgundenweg 2a
97082 Würzburg
Tel.: 09 31 / 41 54 43

Vorverkauf:

Buchhandlung Knodt

Textorstr. 4
97070 Würzburg
Tel.: 09 31 / 5 26 73

„WAS DUNKELHEIT WAR

ist große Literatur.“

Elmar Krekler, Die Literarische Welt

„Ein in seiner Dichte, Strenge und
Durcharbeitung außergewöhnlicher Roman.“
Holger Noltze, Frankfurter Allgemeine Zeitung

„Inka Parei erzählt in einer differenzierten
und vielschichtigen Sprache vom Leben und
Sterben eines Postbeamten – und schreibt den
Gesellschaftsroman unserer Tage.“
Katharina Döbler, Die Zeit

Montag, 13. Februar 2006, 20 Uhr

2003 erhielt Inka Parei für das Eröffnungskapitel von
„Was Dunkelheit war“ den Ingeborg-Bachmann-Preis.

„Eine unglaubliche Leistung. Ich habe das Gefühl, hier zum
ersten Mal Literatur gehört zu haben“, urteilte Jury-Vorsitzende
Iris Radisch direkt nach der Lesung.

Zwei Jahre hat Inka Parei an ihrem Roman gefeilt, nun ist
er erschienen und die Feuilletons reagieren begeistert. Die
Buchhandlung Knodt hat die Autorin für eine Lesung im Theater
am Neunerplatz gewonnen.

Auf einzigartige Weise begegnen sich in der brillant
ausgeleuchteten Dunkelheit eines Frankfurter Altbaus zwei
Epochen deutscher Geschichte: zum einen der Krieg und die
Kriegsschuld des Einzelnen, zum anderen der RAF-Terror der
späten 70er Jahre, in denen der Roman subtil angesiedelt ist.
„Was Dunkelheit war“ ist ein dichter, durchkomponierter Roman
über ein Urthema der Literatur: das Sich-Erinnern.

und viele andere hat er begleitet und für sie ihre Deutschland-
auftritte organisiert. Logisch, daß er hinter der Bühne in all
den Jahren so manches erlebt und Stars wie Bob Dylan und Mick
Jagger von einer ganz anderen Seite kennengelernt hat. Deshalb
dürfte das neue Buch mit Erinnerungen, welches anlässlich
seines 75. Geburtstages aufgelegt wurde, nicht nur für Insider
ein spannendes und lesbares Vergnügen sein.

Fritz Rau ist live ein überaus amüsanter, kerniger Plauderer
und deshalb sei allen, die Pop- und Rockmusik lieben – und
nicht nur für Oldies –, seine Lesung am 10. Februar um
20 Uhr in der **Buchhandlung 13¹/₂** in Würzburg wärmstens
empfohlen. [as]

Mehr Infos unter 09 31 / 465 22 11

16. Februar, 20 Uhr – Milchhof

Nach einer kreativen und konzeptionellen Pause öffnet der
Milchhof wieder seine Türen für das kulturinteressierte
Publikum. Zumindest die äußere Tür dürfte für anfängliche
Verwunderung sorgen, betritt man den Veranstaltungs-
raum doch durch eine neue, alte Telefonzelle! Damit wird
ein Nadelöhr vorangestellt, das möglicherweise den Raum
dahinter umso größer erscheinen läßt – der »neue« Milchhof
beschränkt sich auf den Vorraum des »alten«. Platz genug für
kleine, hochkarätige Veranstaltungen – »Kunstkonzentrate« –,

Anzeigen

Neujahrsempfang bei 6 in the city



Lucia Dellefant
Friedrich-Daniel Schlemme
Dag Seemann
Anselm Skogstad
Kate Waters
Wolf-Dietrich Weissbach

22. Januar 2006 | 15–18 Uhr

Galerie Ilka Klose
Leitengraben 3
97084 Würzburg
Tel. 09 31 - 7 84 16 30

Finissage am
10. Februar
17–19 Uhr

die künftig an jedem dritten Donnerstag im Monat um 20 Uhr stattfinden sollen. Den Auftakt am 16. Februar bestreiten KATHARINA BÖHM und GEORG WEIDAUER mit der Vorstellung ihres Kinderbuches »Wie Kiki und Bruno sich kennen lernen«. [jk]

Foto: Milchhof



Wie schon in der **nummerzwölf** angekündigt, ist diese Ausgabe eine Doppelausgabe für die Monate Januar und Februar. Die **nummervierzehn** erscheint wofolich Anfang März 2006.



Franck-Haus
97828 Marktheidenfeld
Untertorstraße 6

Öffnungszeiten:
Mi. bis Sa. 14-18 Uhr
So. + Feiertag 10-18 Uhr

Ausstellungsprogramm Januar bis April 2006

»**Geld im Wandel der Zeit**« – Vielseitige Exponate zum Thema Geschichte des Geldes von Armin Hospes
noch bis 19. 2. 2006

»**Augenblicke**« – Bilder, Skulpturen, Zeichnungen der Preisträger des Kunstpreises der Stadt Marktheidenfeld 2004, Helmut Droll (Jurypreis) und Helmut Kunkel (Publikumspreis)
4. 3. bis 2. 4. 2006

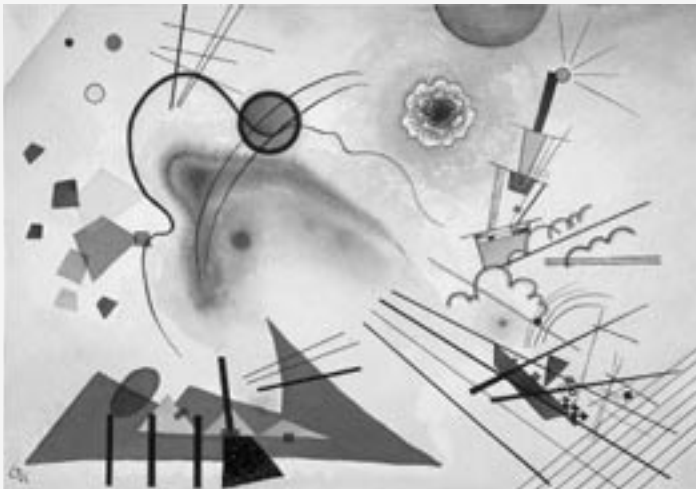
»**gestern und heute**«
Fotoausstellung zum 100-jährigen Jubiläum des Gesangvereins 1906
11. 3. bis 17. 4. 2006

»**Kleinste Bibliothek der Welt**« – Dauerausstellung 11 Minibücher und weitere Kleinschreibkunstwerke aus dem Nachlass von Valentin Kaufmann sind in einer Vitrine im Franck-Haus ausgestellt. Öffnungszeiten wie Wechsel-Ausstellungen.

Kultur im Franck-Haus

Anzeigen

Johannes Itten · Wassily Kandinsky · Paul Klee



DAS BAUHAUS UND DIE ESOTERIK

**Ausstellung vom
22. Januar 2006 bis 2. April 2006**

Öffentliche Führungen durch die Ausstellung:

So, 22.1., 15:00 Uhr	So, 26.2., 11:15 Uhr
So, 29.1., 11:15 Uhr	So, 5.3., 11:15 Uhr
So, 5.2., 11:15 Uhr	So, 12.3., 11:15 Uhr
So, 12.2., 11:15 Uhr	So, 19.3., 11:15 Uhr
Do, 16.2., 17:30 Uhr	Do, 23.3., 17:30 Uhr
So, 19.2., 11:15 Uhr	So, 26.3., 11:15 Uhr
Do, 23.2., 17:00 Uhr	So, 2.4., 11:15 Uhr

Begleitprogramm:

24. Januar 2006, 19.30 Uhr:
*Esoterik – Okkultismus – Spiritismus
Weltanschauungen „hinter“ der Bauhauskunst*
Vortrag von Pfr. Alfred Singer
im Matthias-Ehrenfried-Haus, Bahnhofstraße 4-6

26. Januar 2006, 17 Uhr:
*Führung durch die Ausstellung in Zusammenarbeit
mit dem Matthias-Ehrenfried-Haus*

16. Februar 2006, 19 Uhr:
Bauhaus – Mythos der Moderne
Film von Nils Bolbrinker und Kerstin Stutterheim



Museum im Kulturspeicher
Veitshöchheimer Straße 5 · 97080 Würzburg
www.kulturspeicher.de

nummerdreizehn

herausgegeben vom **Kurve e. V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Druckerei Beck, Würzburg

Kontakt

nummer c/o kleinhenzgrafischesbuero
Frankfurter Straße 5 · 97082 Würzburg
Tel.: 09 31 – 2 87 96 20 · Fax: – 2 87 96 21
mail@nummer-zk.de

Redaktion

Jochen Kleinhenz (jk) – V. i. S. d. P.,
Angelika Summa (sum),
Wolf-Dietrich Weissbach (wdw)

AutorInnen, red. Mitarbeit Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnenen selbst verantwortlich:

Berthold Kremmler (bk), Lukas Kremmler, Manfred
Kunz (maz), Achim Schollenberger (as)

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe Schwarz, gesponsert von der
Filminitiative Würzburg e.V.

Layout & Satz, Internet
kleinhenzgrafischesbuero

Anzeigenpreisliste 5.2005

anzeigen@nummer-zk.de

Künstlerportfolio:

€ 150 Ganze Seite 160 x 205
€ 200 Anschnitt 186 x 246

Short Cuts:

€ 70 Viertelsteite 77,5 x 100
€ 120 Halbe hoch 77,5 x 205
€ 120 Halbe quer 160 x 100
€ 200 Ganze Seite 160 x 205
€ 240 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
MwSt. nicht gesondert ausweisbar

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala
€ 125 Pantone-Farbskala
MwSt. nicht gesondert ausweisbar

€ 48 Mitgliedschaft im 12 x 1 Heft
Förderverein kurve e.V.
€ 36 Jahresabonnement 12 x 1 Heft
€ 36 Geschenkabonnement 12 x 1 Heft
€ 60 Förderabonnement 12 x 2 Hefte
€ 100 Superabonnement 12 x 4 Hefte
MwSt. nicht gesondert ausweisbar

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Unverlangt eingesandte Manuskripte sind ausdrücklich will-
kommen, können aber nicht zurückgesandt werden.

www.nummer-zk.de

Mein Frankenstrom stellt Stars ins Rampenlicht

mit der Energie aus Ihrer Region
sicher · zuverlässig · günstig

Design by Schmalz



Wir bewegen MeinFranken

STW.

Serviceline: 01801 / 988 988

[zum Ortstarif]

www.wvv.de/mein-frankenstrom

Stadtwerke
Würzburg AG.

Ein Unternehmen der WVV.
Der Umweltkonzern.

**Wenn's drauf ankommt
spielen wir eine tragende Rolle**



**Betonstahl IV S
Betonstahlmatten
von Ruhl**



Ochsenfurter Str. 86 · 97340 Marktbreit

Tel.: 09332/409-0 · Fax: 09332/409-44 · Internet: www.ruhl-baustahl.de



32. INTERNATIONALES FILMWOCHENENDE WÜRZBURG

26.01. - 29.01.2006

